

Wollsocken gezogen und dann das Brettchen wieder untergeschnallt, das sich als sehr zweckmäßig erwiesen hat. Trotz der starken Kälte behalte ich warme Füße.

Als wir beim Lazarett ankommen, steht der Bus schon da. Ich melde mich noch schnell in der Aufnahme, verabschiede mich von unserem Fahrer und steige in den Bus.

Am Bahnhof von Losowatka²⁹³ werden wir in ein großes Haus gebracht und registriert. Danach lege ich mich in einem Zimmer, in dem sich noch mehrere Kameraden befinden, auf eine Pritsche und versuche, etwas zu schlafen. Aber dann heißt es plötzlich, der Lazarettzug fährt gleich ab. Die Landser greifen ihr Gepäck und verlassen das Zimmer. Ich humpele mühsam hinterher. Ja, da steht ein Zug unter Dampf. Die Landser streben eilig dorthin. Ich schlurfe hinter ihnen her. Mit dem gebrochenen Fuß vorsichtig auftretend, hinke ich dem Zug entgegen. Aber die Gleise zu überschreiten, gelingt mir nicht. Hilflos stehe ich da und sehe die Kameraden schon da hinten im Zug verschwinden. Da werde ich wütend und brülle nach einem Sanitäter. Tatsächlich kommt sofort einer aus dem Haus gelaufen. Schimpfend beschwere ich mich über den Saubetrieb. Ob ich etwa mit dem gebrochenen Fuß allein zu dem Zug laufen soll? Der Sanitäter nimmt mich sofort huckepack auf den Rücken und trägt mich bis zum Zug. Er ist dabei so freundlich, dass mir meine Heftigkeit schon leid tut. Am Zug angekommen, hilft er mir noch in den Wagen. Es ist ein ehemaliger Personenwagen, der statt der beiden Bänke jetzt zwei Doppelbetten hat. Ich steige in ein Abteil, in dem sich schon zwei Offiziere befinden. Nach kurzer Zeit setzt sich der Zug in Bewegung. Zum zweiten Mal geht es im Lazarettzug heimwärts.

7. Teil

Zweite Lazarettzeit und Heimataufenthalt

Odessa. Der Zug fährt am Ufer der riesigen, fast halbkreisförmigen Hafenbucht entlang. Immer wieder rollen wir zwischen langen Güterzügen hindurch, die auf den zahlreichen Gleisen stehen und uns dann für einige Zeit die Sicht versperren. Wir sind auf dem Gelände des Güterbahnhofs von Odessa. Vor uns erhebt sich leuchtend die gewaltige Hafenterrasse wie ein antikes Amphitheater. Ich werde in einen Sankra geschoben, der gleich darauf anfährt. Wir fahren durch die Stadt. Der Lärm der Straße dringt gedämpft herein, aber sehen kann ich wegen der Milchglasscheiben nichts.

27.2.44. Ich liege im **Kriegslazarett 1/606 Odessa**. Mein „Bett“ ist eine einfache, aus ein paar Brettern zusammengeschlagene Holzpritsche. Sie steht in der Ecke eines großen Saales, der noch achtzig weitere Pritschen enthält. Ob alle Räume hier so aussehen, oder ob dies hier nur ein Notquartier ist, weiß ich nicht. Der Saal ist voll belegt und wird nur von wenigen Schwestern betreut. Als mir eine der Schwestern das Essen bringt, frage ich sie, ob hier im Saal noch mehr Offiziere liegen oder ob es für Offiziere besondere Zimmer gibt. Ich erhalte nicht einmal eine Antwort. Ich frage auch nicht mehr. Im Saal ist eine ständige Unruhe und pausenloses Stimmengewirr. Ich bin froh, dass ich in meinem Winkel etwas mehr Ruhe habe.

Mitten in der Nacht werde ich wach. Es ist dunkel. Von einigen Betten dringt leises Stöhnen zu mir herüber. Jetzt in der Nacht spürt man die Schmerzen stärker, weil man keine Zerstreuung hat. Tagsüber können Gespräche oder Lektüre oder die Vorgänge im Saal die Aufmerksamkeit auf sich ziehen und von den Schmerzen ablenken. Ein Kamerad ächzt besonders laut. Er liegt in der Mitte des Saales. Jetzt ruft er nach der Schwester. Es rührt sich aber nichts. Er wiederholt seine Rufe, jedoch ohne Erfolg. Ein Landser schleppt sich zur Nachtklingel und drückt auf den Knopf. Niemand vom Krankenpersonal lässt sich sehen. Da läutet er Sturm, während andere Kameraden auch zu rufen anfangen. Da endlich erscheint eine Nachtschwester und geht zu dem Schwerverwundeten. Inzwischen ist der halbe Saal erwacht. Licht flammt auf. Da wird die Schwester plötzlich unruhig und beginnt zu laufen. Der Verband des Verwundeten ist durchgeblutet. Die Schwester verständigt einen Arzt. Der Verwundete wird hinausgefahren. Im Saal tritt allmählich wieder Ruhe ein.

²⁹³ *Losowatka hat keinen Bahnhof, der Bahnhof von Kriwoi Rog war am Vortag geräumt worden (KTB LVII. Pz.K., NARA T-314 Roll 1495 Frame 000051). Es könnte der Gaigowka gewesen sein, das noch Anschluss an das Eisenbahnnetz hatte (Frame 000051/53).*

Zwei Sanitäter treten an meine Pritsche, legen mich auf eine Tragbahre und bringen mich zum Operationssaal. Da die sechs Operationstische alle besetzt sind, stellen sie mich vorerst auf die Erde und verschwinden. Hier liege ich nun auf der Bahre zu ebener Erde zwischen zwei offenen Türen in der Zugluft. Da ich aber wohl jeden Augenblick auf die Schlachtbank kommen werde, sage ich nichts. Im Saal stehen sechs Operationstische nebeneinander. Auf jedem Tisch liegt ein Verwundeter, um den mehrere Ärzte und Schwestern herumhantieren. Die Luft im Raum ist muffig. Auf dem Fußboden häufen sich Ballen von verbrauchter Watte und Knäuel blutiger Verbände. Instrumente klirren auf Glasplatten, kurze Anordnungen schwirren durch den Saal. Verwundete schreien plötzlich auf oder stoßen in der Narkose unartikulierte Laute aus. Der Saal ist erfüllt von fieberhafter Geschäftigkeit.

An dem Tisch, der mir am nächsten steht, operiert ein Oberarzt mit einem Assistenzarzt und einer Schwester. Sie haben einem Verwundeten die Schwarte an der Schläfe aufgeschnitten und umgeklappt. Ich kann gerade den Kopf des Verwundeten sehen. Der Oberarzt stochert in der Wunde herum. Offenbar sucht er etwas und findet es nicht. Er ist offensichtlich nervös oder verärgert. Es dauert auch gar nicht lange, da entspinnt sich zwischen ihm und dem Assistenzarzt ein Disput, der bald in einen lauten Streit ausartet. Der Assistenzarzt schimpft, während der Oberarzt seinen Gehilfen anschreit. Soweit ich sehen kann, geben sie die Operation auf und entfernen sich wutentbrannt.

Es läutet zu Mittag. Der Operationssaal leert sich allmählich, die Tische werden frei, und das Personal geht zum Essen. Bevor ich noch fragen kann, was eigentlich mit mir werden soll, ist der letzte Arzt durch die Tür verschwunden. Der Saal ist plötzlich leer. Einsam und allein liege ich auf meiner Bahre zu ebener Erde in der Zugluft zwischen zwei Türen, die weit offen stehen.

Das ist ein toller Saubetrieb hier in diesem Lazarett. Als der erste Mann des OP-Personals nach dem Essen wieder erscheint, sage ich ihm deutlich meine Meinung über diesen Saustall. Es scheint ihn nicht zu erschüttern. Angesichts dieser unmöglichen Zustände hier werden sie wohl häufig solche Beschwerden hören und sind dagegen immun.

Ich komme nun gleich als erster auf die Schlachtbank. Das glatte Leder des Tisches ist kalt. Der Arzt besieht sich meinen Fuß, kann aber nichts Endgültiges unternehmen, da noch keine Röntgenaufnahme gemacht wurde(!). Also werde ich wieder auf meine Pritsche im großen Saal zurückgetragen.

Drei Tage habe ich das Kriegslazarett 1/606 genossen. Dann werde ich für einen Heimattransport herausgesucht, der morgen abgehen soll. Wieder liege ich mit drei Kameraden im Sankra und höre, wie er sich durch das Gewühl des Straßenverkehrs schlängelt. Wenn er um eine Ecke biegt, drückt uns die Fliehkraft nach rechts oder links auf die Bahre. Plötzlich stoppt der Sankra. Die Tür wird geöffnet. Wir sind auf dem Bahnsteig. An der Rampe steht eine lange Reihe von Güterwaggons, die alle mit einem großen Rotkreuzzeichen bemalt sind. Jetzt fassen zwei Mann meine Bahre und ziehen sie heraus. Quietschend gleitet sie nach vorn. Dann werde ich in einen Waggon hinein gehoben und auf ein Bett gelegt. Das Verladen geht schnell. Der Zug verlässt den Bahnhof.

Wir rollen durch Rumänien nordwärts. In unserem Waggon liegen zwanzig Verwundete, darunter zwei Russen. Ein Leichtverwundeter hat unsere Betreuung übernommen. Er verteilt das Essen und die kalte Verpflegung und kümmert sich auch sonst um unsere Bedürfnisse. Plötzlich zieht ein pestilenzartiger Gestank durch den Waggon. Es stellt sich schnell heraus, dass er aus der Ecke kommt, in der die beiden Russen liegen. Sie hatten ein dringendes Bedürfnis, hatten es aber aus unerfindlichen Gründen nicht gesagt, sondern das Geschäft einfach an ihrem Liegeplatz verrichtet, was nicht zu verheimlichen war. Die Landser schimpfen fürchterlich, und die Iwans sind ganz kleinlaut.

Langsam und vorsichtig rollt der Zug über die haushohe, viaduktartige Brücke des **Dnjestr**. Tief unter uns fließt der gewaltige, breite Strom in einem steilwandigen Tal.²⁹⁴

Wir kommen überhaupt nicht vorwärts. Jetzt rangieren wir schon wieder drei volle Stunden auf einem Bahnhof herum, nur um noch einige Waggons anzuhängen. Auf der Strecke fahren wir im Schneckentempo, auf den Stationen liegen wir halbe Tage herum. Einmal ist die Strecke nicht frei, ein andermal fehlt die Lok, die gewechselt werden soll. Man munkelt von Sabotage der Rumänen.²⁹⁵

Wir passieren **Jassy**. Die recht weitläufige Stadt füllt den Talkessel aus, zieht sich an den Hängen hinauf und setzt sich auch noch auf der Hochfläche fort. Einige Kirchtürme überragen das Häusermeer.

²⁹⁴ *Dnjestr-Brücke bei Bender an der Bahnstrecke Rosdilna-Jassy*

²⁹⁵ *Ende August 1944 fällt Rumänien tatsächlich ab (Wikipedia).*

Eine volle Woche haben wir gebraucht, um Rumänien zu durchqueren. Das geht nicht mit rechten Dingen zu!

Wieder einmal fahren wir durch **Lemberg**. Die Waggontüren sind offen. Wer sich bewegen kann, ist an die Tür gekrochen und lässt die Häuserreihen an sich vorübergleiten. Sobald unten auf der Straße ein Mädchen auftaucht, winken und rufen die Landser. Manche Mädchen erwidern den Gruß, andere machen eisige Gesichter.

5.3.44. Ich liege im **Reservelazarett V, Krakau**. Es ist ein ehemaliges Studentenheim. Heute ist der Fuß nun endlich geröntgt worden. Ich habe die Aufnahme gesehen. Der Bruch ist deutlich zu erkennen. Wie ein weißer Strich geht er quer durch den Knochen. Eine glatte Fraktur. Ich liege wieder im Bett, während der Oberarzt neben mir am Tisch sitzt. Er hat eine Schreibmaschine mitgebracht und schreibt den Krankenbericht gleich selbst, indem er abwechselnd meinen Fuß untersucht und dann wieder ein paar Sätze schreibt. „Wer hat Ihnen den Verband angelegt?“ fragt er zwischendurch, „der ist ja vorbildlich gewickelt!“ Ich sage ihm, dass ihn der Oberarzt in Losowatka selbst gemacht hat. „Den lassen wir gleich drum!“, meint er.

Ich habe zwei Krücken bekommen, mit denen ich durch die Gänge des Lazaretts stelze, wenn ich mal hinaus muss. Jetzt stehen sie am Kopfende meines Bettes. Die Betreuung hier im Lazarett ist wieder vorbildlich.

Insgesamt gesehen haben sich die Verhältnisse auf diesem meinem zweiten Verwundetentransport und Lazarettaufenthalt aber in jeder Hinsicht bedeutend verschlechtert. Im vergangenen Jahr war ich noch mit einem richtigen Lazarett-D-Zug zurückgefahren. Der Zug war gut gefedert und flog förmlich heimwärts. Diesmal stand nur noch ein Güterzug zur Verfügung, der im Schneckentempo zurückschlich. Damals betreuten noch DRK-Schwester die Verwundeten im Zug. Diesmal sind sie durch Leichtverwundete ersetzt. Auch die Geschenke und Führerpakete sind sehr dürftig geworden, und die Betreuung in manchen Lazaretten ist schlampig und nachlässig geworden.

Außer mir liegt noch ein junger Leutnant im Zimmer. Er hat seine erste Verwundung. Das merkt man daran, dass er von morgens bis abends nur von seinem Kopfschuss redet. Das ist bei Anfängern immer so.

Als ich hier in Krakau ankam, hatte ich eine Postkarte an Hilde Voß geschrieben. Jetzt sehe ich sie gerade draußen an der offenen Tür vorüber gehen. Gleich darauf tritt sie ein. Nach der Begrüßung setzt sie sich auf meinen Bettrand und packt erst einmal ihre Mitbringsel aus: Ein Glas Bienenhonig, einen Würfel Kunsthonig, ein halbes Pfund Butter und ein Weißbrot. Dann unterhalten wir uns lange und ausführlich bis zum Ende der Besuchszeit.

Ich schreibe einen Brief an meinen Regimentskommandeur Haarhaus, auf den ich aber nie eine Antwort erhalten habe.

Ich liege wieder im Lazarettzug. Wir befinden uns schon auf Reichsgebiet. Im Augenblick übersteigen wir gerade die **Sudeten**. Die Landschaft ist winterlich kahl und trostlos. Der dunkle Erdboden mit den vereinzelt Schneeflächen sieht aus wie ein schmutziges Tuch, auf dem die entlaubten Bäume wie trockene Gerippe stehen. Dann rollt der Zug von den Höhen der Sudeten ins **Böhmische Becken** hinab. In **Reichenberg** hält der Zug zum ersten Mal, um Verwundete auszuladen. An der Rampe haben sich viele Schaulustige eingefunden. Sanitäter heben die Bahren aus dem Zug und stellen sie auf die Erde oder schieben sie gleich in die bereitstehenden Sankras. Rotkreuzschwestern laufen hin und her, bücken sich zu den Verwundeten, blicken in ihre Listen und sprechen mit den Sanitätern. Die Zivilisten nehmen herzlichen Anteil an den Verwundeten. Vor allem sind es Frauen und Mädchen, die von unseren weißen Binden und Gipsverbänden sichtlich beeindruckt sind. Das hebt unseren Stolz nicht wenig und ist Labsal für unsere Schmerzen.

Der Zug fährt weiter. Im Bogen umfahren wir **Prag**. Von steiler Höhe blicken wir auf die Stadt hinunter, die in den weiten Talkessel der Moldau eingebettet liegt. Das Frühjahrstauwetter hat die goldene Stadt ihres Glanzes beraubt, und die umliegende Landschaft mit ihren feuchten, braunen, kahlen Böden ist öde und unschön.

Karlsbad – Marienbad – Eger – Hof. Überall halten wir, um Verwundete auszuladen. Ich frage den Transportarzt, ob ich hier in **Hof**²⁹⁶ nicht ausgeladen werden könnte. (Denn von hier aus nach Berlin

²⁹⁶ Im Original „Eger“; Hof wird erst später erwähnt. Die günstige Zugverbindung nach Berlin besteht aber von Hof, nicht von Eger aus. Auch die folgende lange Fahrt Richtung Süden passt zu Hof, aber nicht zu Eger.

wäre es nur ein Katzensprung!) Aber der Arzt macht mir keine Hoffnung. Zu viele bestürmen ihn jetzt mit Sonderwünschen. Jeder will möglichst nahe bei seiner Heimat untergebracht werden. Wenn der Arzt allen diesen Wünschen entsprechen wollte, käme er mit seinem Belegungsplan hoffnungslos durcheinander. Ich verstehe das und bedränge ihn nicht mehr. Die Vernünftigen geben immer nach und sind dabei oft die Dummen.

Nun rattert der Zug nach Süden und will überhaupt nicht mehr halten. Immer weiter entfernt er sich von Berlin. In *Regensburg*²⁹⁷ hält er wieder. Wieder gehen die Krankenträger suchend durch die Waggons, heben hier und dort einen Verwundeten auf und bringen ihn auf den Bahnsteig. Auch dieses Mal bin ich nicht dabei. Nun ist mir schon alles egal. Weiter weg kann es ja kaum noch gehen. Ich lege mich bequem in mein Bett zurück und blicke durch das Fenster auf die vorüberhuschende Landschaft. Der Zug rattert in rasender Eile südwärts. Er scheint zu fliegen. Das rollende Klopfen der Räder wird von der Federung abgefangen und überträgt sich als wiegendes Schwingen auf mein Bett. Aber diesmal habe ich keine Freude an dem Tempo, denn es führt mich immer weiter von der Heimat fort. Es wird dunkel. Ermüdet vom vielen Gucken drehe ich mich zur Seite und schlafe ein.

Landshut

12.3.44. Wir sind am Ziel. Der Zug hält auf dem Bahnhof **Landshut**. Auf der Rampe steht eine ganze Reihe von Sankras. Mit weit geöffneten Türen sind sie rückwärts an die Waggons herangefahren. Sanis laufen mit ihren Bahren hin und her. Ein Sanitätsfeldwebel steht wie ein Feldherr auf der Rampe und kommandiert seine Leute. Diesmal bin auch ich dabei. Zwei Sanis haben mich auf die Bahre gelegt und in einen Sankra geschoben. Die Tür schlägt ins Schloss, und der Wagen rast davon.

Als der Wagen wieder hält und die Tür geöffnet wird, hebe ich den Kopf. In der offenen Tür steht ein Sanitäter und eine Ordensschwester. Wir sind im **Teillazarett Achdorf** des Reservelazarets Landshut. Es ist ein von katholischen Schwestern geleitetes ehemaliges Krankenhaus, das jetzt in ein Schwerverwundetenlazarett umgewandelt ist.

Man legt mich auf einen Rollwagen. Ein Pfleger in weißem Kittel schiebt mich in einen Fahrstuhl, der uns in den ersten Stock bringt. Ich komme sofort ins Bad. Während das herrliche Wasser in die Wanne sprudelt, hilft mir der Pfleger beim Auskleiden. Dann legt er noch ein Brett quer über den Wannrand, damit ich mein gebrochenes Bein darüberlegen kann, ohne es ins Wasser zu tauchen. Nun steige ich mit seiner Hilfe in die Wanne und lasse mich in das warme Wasser gleiten. Der Pfleger geht hinaus, und ich überlasse mich ganz dem Genuss dieses Augenblicks. Welch' eine Wohltat, in diesem warmen, grünlichen, duftenden Wasser zu liegen! Ich plätschere mit beiden Händen darin herum und genieße diese Flut von Sauberkeit. Dann wieder liege ich reglos, ganz erfüllt vom Glück dieser Stunde. Wie sauber das hier alles ist!

Höre ich recht? Da spielt doch ein Harmonium? Richtig, heute ist ja Sonntag! Jetzt höre ich auch den Gesang. Welch ein Friede liegt über diesem Haus! Alles in diesem Haus strömt Ruhe, Geborgenheit, Entspannung aus. Das monotone Gebet des Credo dringt zu mir herauf. Meine Gedanken fliegen zurück zur Front, zu den letzten Kampftagen, an denen wir im eisigen Schneesturm den verloren gegangenen Graben wieder eroberten. Ich sehe die Kameraden fallen und erkenne die große Gnade, mit der der Herrgott mich wieder einmal – zum wievielten Mal? – vom Tode bewahrt hat. Und nun liege ich hier, umgeben von Sauberkeit und liebevoll sorgenden Schwestern in der Geborgenheit der Heimat. Lieber Herrgott, ich danke Dir!

Man hat mich in ein Zweibettzimmer gelegt. Eben habe ich der Aufnahmeschwester meine Personalien angegeben. Jetzt beschrifte ich die kleinen Tafeln am Fußende der Betten mit Namen und Dienstgrad. Ich habe der Schwester diese Arbeit abgenommen. Dann habe ich ein Telegramm an Carola geschickt: „Liege Lazarett Landshut. Nicht kommen. Brief abwarten!“ Ich habe nämlich ein sehr schlechtes Gewissen.

Wir sind jetzt zu zweit im Zimmer. Mein Zimmergenosse ist ein junger, blonder Artillerieleutnant. Ein ruhiger, freundlicher, sehr gut zu leidender Kamerad. Wir haben gerade unsere obligatorische

²⁹⁷ Im Original wird Hof erst hier erwähnt; die Beschreibung einer langen Fahrt Richtung Süden lässt aber Regensburg vermuten.

Entlausungsbehandlung hinter uns. Ein Sanitäter hat unsere Kopf- und Schamhaare mit einem Schwamm behandelt, der mit **Cuprex** getränkt war. Eine kurze, feste Berührung, ein kurzer, beißender Schmerz, und schon war die Prozedur beendet. Der Artillerieleutnant hat sich sein Handtuch wie einen Turban um den Kopf gewickelt.

8 Uhr abends. Das Abendessen ist vorüber. Wir liegen im Bett, haben unsere Nachttischlampen angeknipst und uns jeder in seine Lektüre vertieft. Ich lese „**Lausbubengeschichten**“ von **Ludwig Thoma**. Das heitere Buch passt so recht zu der gelösten Stimmung, in der ich mich befinde. Ich lasse das Buch sinken und genieße noch einmal diesen unwirklichen Frieden, der über dem Haus liegt. Auch im Zimmer ist lautlose Stille. Der Kamerad hinter mir, der zum Glück auch kein Freund von vielem Gerede ist, liest schweigend sein Buch. Welch eine himmlische Ruhe! Vor zwei Wochen kroch ich noch im Feuer des Feindes durch den Schnee, von Tauwasser durchnässt und den Tod an der Seite. Und heute liege ich hier, warm, trocken, sauber und fern vom Krieg in der Obhut der Schwestern. Hier zischt keine Kugel, hier droht kein nächtlicher Überfall, hier regnet und schneit es nicht in Hals und Stiefel. Hier kann ich wieder endlich einmal ruhig und sorglos schlafen. Wie unbegreiflich schön das alles ist!

19.3.44 Und doch – wie so oft im Leben – fällt ein Wermutstropfen in den Becher der Freude. Ich bin in einer peinlichen Situation. Gleich nach meiner Ankunft hatte ich Carola in einem Brief einiges geschrieben, was gesagt werden musste. In ihrem Antwortbrief hatte sie ihren Besuch angekündigt, um darüber zu reden. Heute kommt sie nun. Voll innerer Unruhe und freudiger Erwartung zugleich stehe ich am Flurfenster und blicke in den Park hinunter. Der Boden ist noch von einer dünnen Schneedecke überzogen, nur die von der Sonne beschienenen Stellen geben den dunklen Boden frei. Von der Dachrinne tropft das Schmelzwasser.

Schade, dass ich gerade heute aus meinem Zimmer heraus muss. Es soll als Einzelzimmer für einen Schwerverwundeten hergerichtet werden. Ich siedle ins Nebenzimmer um, wo wir zu dritt liegen werden. Während die Hilfsschwester noch umräumt, schlurfe ich den Flur entlang. Am Ende des langen Korridors ist ein Fenster, von dem aus man auf den Friedhof blickt. Hier stehe ich nun und hänge meinen Gedanken nach.

Was habe ich schon für Menschenschicksale miterlebt. Ich denke da z. B. an einen Leutnant. Er hatte seine Schwächen und Fehler, wie andere Menschen auch. Aber er war nicht schlecht oder gar böse. Viele Kameraden mochten ihn sogar gut leiden. Aber er war auch nicht frei von jugendlichem Leichtsinn, und der hat eines Tages Unglück über ihn gebracht. Die Reue kam – wie immer – zu spät. Und dann sollte der Herrgott helfen, den er vorher vergessen hatte! Ihr Toten da unten, ihr seid besser dran als mancher Lebende, der mit schwerem Schuldbewusstsein belastet ist.

Wenn ich nach links gucke, fällt mein Blick auf einen hohen Berghang, an dem eine Reihe schöner Villen steht.²⁹⁸ Dann mache ich immer utopische Zukunftspläne und stelle mir vor, wie schön es wäre, wenn ich mit Carola auch so wohnen könnte.²⁹⁹

Ich hinke langsam den langen Gang zurück, da biegt Carola plötzlich um die Ecke! Auf meinen Stock gestützt, bleibe ich stehen und blicke der geliebten Frau entgegen, die da in rotem Mantel und schwarzem Hütchen auf mich zukommt. Dann stehen wir voreinander, und sie reicht mir lächelnd die Hand. Da ich in mein altes Zimmer nicht mehr hineinkann und das neue noch nicht hergerichtet ist, bleiben wir draußen auf dem Korridor. Wir wechseln erst einige belanglose Sätze und dann, zögernd, die ersten unumgänglichen Fragen.

Schon vor Carolas Ankunft hatte ich in einem benachbarten Haus ein einfaches Zimmer in bäuerlichem Stil mit kariertem Bettzeug und knarrendem Fußboden gemietet. Ich hatte es genommen, weil es nahe beim Lazarett und außerdem billig war. Carola aber gefällt es gar nicht. So gehen wir in die Stadt zurück, wo Carola gegenüber der hochturmigen **Martinikirche** ein Hotelzimmer nimmt. Hier gibt mir Carola nach einem langen, klärenden Gespräch zum zweiten Mal ihr Ja-Wort. Es war schon spät abends, als ich den langen, verschneiten Weg zum Lazarett zurückhinke. Durch das schwere Aufstützen auf den Stock habe ich mir unterwegs eine Blase auf der inneren Handfläche gescheuert.

²⁹⁸ *Google Maps 3D vermittelt einen Eindruck von diesem Blick vom Ostflügel des ehem. Bezirkskrankenhauses, damaligen Lazaretts und jetzigen Landratsamtes auf den Friedhof und die Villen an der Neuen Bergstraße und am Brühfeldweg*

²⁹⁹ *10 Jahre später war die Utopie vom eigenen Haus dann Wirklichkeit geworden!*

21.3.44. Drei Tage war Carola hier. Heute ist sie wieder abgefahren. Ich habe sie zum Bahnhof gebracht, und nun sitzt sie im Zug auf der langen Reise vom Alpenvorland bis zur Ostseeküste.

Die Bevölkerung ist sehr rücksichtsvoll und rührend besorgt um uns. Überall, wo wir auftauchen, werden wir bevorzugt behandelt. Heute war ich mit einem Flieger-Oberleutnant in der Stadt. In den Cafés macht man uns bereitwillig Platz und bietet uns mehr Kuchen an, als uns auf unsere Marken zusteht. Als wir uns dann auf der Straße mit unseren Stöcken wieder umständlich in Bewegung setzen, greift uns ein Herr auf und fährt uns in seinem Wagen ins Lazarett zurück. Diese Hilfsbereitschaft ist umso erstaunlicher, wenn man bedenkt, dass Landshut von Verwundeten wimmelt, und dass dieser Zustand schon mehrere Jahre dauert. Auch im fünften Kriegsjahr ist der spürbare Dank der Heimat für die Opfer, die wir ihrer Verteidigung bringen, noch lebendig.

In dem jetzigen Zimmer liegen außer mir noch ein Oberleutnant der Luftwaffe, mit dem ich kürzlich im Café war, und ein Artillerieleutnant mit einer komplizierten Fraktur des Unterschenkels. Er ist noch bettlägerig. Ein ruhiger, anständiger Kerl. Der Flieger dagegen ist ein unsympathischer Patron, der mit den Schwestern ständig Streit beginnt, weil ihm die Ordenstracht ein Dorn im Auge ist. Er ist ein Nazi. Aber ebenso ausdauernd belästigt er eine 17-jährige Hilfsschwester mit geschmacklosen Andeutungen. Dem braven Mädchen ist es ebenso peinlich wie uns. Aber auch hier ist es so, wie so oft im Leben: Die Unanständigen bewegen sich völlig ungeniert, und die Anständigen schweigen.

Meine Fraktur ist inzwischen so weit verheilt, dass ich das Schwerverwundetenlazarett verlassen kann. Deshalb überlege ich schon seit Tagen, wohin ich mich verlegen lasse. Eine Anfrage in Köpenick ergibt, dass das dortige Lazarett voll belegt ist. Darum einige ich mich mit der Verwaltungsschwester, dass sie mich einfach nach Berlin losschickt. Ich werde mir dort schon ein Lazarett suchen. Zunächst fahre ich zu meinen Eltern nach Friedrichshagen. Ich drücke unten an der Gartentür auf den Klingelknopf, und kurz darauf erscheint oben am Fenster meine Mutter. Ich sehe, wie ein Freudenstrahl über ihr Gesicht huscht, als sie mich so unerwartet wiedersieht. Dann kommt sie herunter und öffnet die Tür. Im Treppenhaus nehme ich meinen Stock, an dem ich auf der Straße noch hinkte, voller Übermut wie ein Gewehr über die Schulter und gehe ohne Stütze die Treppe hinauf.

Heute war ich in Woltersdorf, aber auch das dortige Lazarett ist voll belegt. Dabei überrascht mich ein Luftangriff, und ich muss über eine Stunde im Luftschutzkeller sitzen. Vor der Heimfahrt mache ich noch einen kurzen Besuch bei Familie Knop. Ruth ist nicht zuhause.

Ich sitze mit meinen Eltern im Wohnzimmer, als es klingelt. Mein Vater geht hinunter, um zu öffnen und kommt mit irgendjemand wieder herauf. Wie meine Mutter und ich aufblicken, steht mein Bruder Joachim in der Tür. Schon zum zweiten Mal während dieses Krieges hat er zufällig zur selben Zeit Urlaub wie ich. Das ist diesmal besonders erfreulich, weil er an meiner Hochzeit teilnehmen kann.

13.4.44. Ich stehe mit meinem Bruder Joachim auf dem [Lehrter Bahnhof](#). Wir sind auf dem Weg nach Cammin in Pommern, wo ich am Sonnabend, den 15. April, meine Hochzeit feiern will. Nach langen Diskussionen mit dem Wehrmeldeamt hat Achim einen Urlaubsschein nach Cammin bekommen. Ich habe ihn als Verwundetenbegleiter angegeben, so dass er nicht nur mitfahren, sondern auch mit mir die 2. Klasse³⁰⁰ benutzen konnte. Leider hatte er keinen großen Vorteil davon. Die Abteile sind voll besetzt, und da ich wegen meines Fußes viel sitzen musste, musste er den größten Teil der Fahrt im Gang stehen.

Die Bremsen quietschen. Der Zug läuft in den kleinen Bahnhof von Cammin ein und bleibt dann mit einem kleinen Ruck stehen. Joachim steigt aus. Ich selbst will noch nach [Treptow/Rega](#) weiterfahren, um mich in dem dortigen [Reservelazarett](#) anzumelden. Wenn ich Glück habe, komme ich heute abend noch zurück, sonst morgen Vormittag. Ich zeige meinem Bruder unser Haus, das nur dreihundert Meter vom Bahnhof entfernt ist, und reiche ihm meine zwei Koffer hinaus, als Carola plötzlich neben uns steht. Da sie meinen Bruder noch nicht kennt, mache ich sie schnell miteinander bekannt und erkläre dann meiner staunenden Braut, dass ich nach Treptow weiterfahre. Da erblickt Carola die Dame am Abteifenster, die schon seit Stettin neben uns sitzt und alle unsere Gespräche mit angehört hat. Die Damen kennen sich. Es ist Frau Schwarzmeier, Kriegerwitwe, mit der ich nun gemeinsam weiterfahre, denn sie wohnt in Treptow.

³⁰⁰ *vergleichbar der heutigen 1. Klasse; die damalige besonders luxuriöse 1. Klasse wurde 1956 abgeschafft*

Treptow/Rega

In Treptow werden einige Erinnerungen wach. Hier hatte ich auf der Fahrt nach **Pustchow**, wo ich als Student mit Albert meine Sommerferien verleben wollte, beim Umsteigen eine Stunde Wartezeit, die ich zu einem Bummel durch diese freundliche Kleinstadt benutzte und die mir wegen eines harmlosen Erlebnisses mit zwei jungen Mädchen in netter Erinnerung geblieben ist.

Bald aber weichen diese Bilder einem handfesten Zorn. Ich renne von einer Dienststelle zur anderen, um endlich zu erfahren, dass das gesuchte Lazarett weit außerhalb der Stadt liegt³⁰¹. Ich humpele also wieder zum Bahnhof zurück, treffe unterwegs noch einmal Frau Schwarzmeier, und steige dann in die kleine Bimmelbahn³⁰², die zum Lazarett hinausfährt. In einer Aufnahme sitzt ein älterer Feldwebel, dem ich mein Anliegen vortrage: Ich sei zur ambulanten Behandlung hierher überwiesen, möchte meine Aufnahmeformalitäten erledigen und dann wieder nach Cammin zurück. Der Feldwebel ist sehr höflich, erklärt mir aber gleich, dass eine Rückkehr heute unmöglich sei. Erstens führe heute kein Zug mehr in die Stadt zurück. Zweitens müsste ich erst einmal untersucht werden. Es sei aber kein Arzt mehr da, denn es sei *Feierabend*³⁰³. Drittens gäbe es überhaupt keine ambulante Behandlung mehr, und ich müsste sowieso im Lazarett bleiben. Mir verschlug es die Sprache! Ich sehe im Geist schon die ganze Hochzeitsgesellschaft in Gala-Toilette³⁰⁴ bereitstehen und auf mich warten, während ich hier festgehalten werde. Ich bestürme den Feldwebel, male ihm meine Situation aus und suche nach einer Lösung. Er hört sich alles sehr ruhig und gelassen an, bleibt aber völlig unbeeindruckt und lehnt alle meine Vorschläge ab. So eine verdammte Sturheit. Hier habe ich einen pommerschen Dickschädel kennengelernt. Es hilft nichts. Ich muss vorerst hierbleiben.

Man hat mir ein recht hübsches Einzelzimmer angewiesen, in dem ich übernachten soll. Eine DRK-Schwester bringt mir ein paar belegte Brote zum Abendbrot. Ich bin immer noch aufgeregt und rede mir alles von der Seele, erzähle von der übermorgen geplanten Hochzeit und meiner Zwangslage. Im Lauf des Gesprächs stellt sich heraus, dass die Rotkreuzschwester aus Cammin stammt und Carola kennt, weil sie ganz in der Nähe wohnt. Mir ist so etwas ganz neu, dass sie sich in den kleinen Nestern alle kennen.

Ich habe gut geschlafen. Nun aber los, zum Arzt! Es geht auch alles reibungslos. Ich werde untersucht und bekomme meinen Urlaubsschein nach Cammin. Allerdings muss ich mich wöchentlich einmal zur Visite melden. Nun steige ich wieder in die kleine Bimmelbahn und fahre über Treptow nach Cammin zurück. Inzwischen waren auch meine Eltern und mein Schwager Kurt aus Berlin eingetroffen. Mein ältester Schwager Rudi wird morgen erwartet. Da das Haus nicht alle Gäste beherbergen kann, wird die ganze Familie Schrödter im Kurhaus untergebracht.

Hochzeit

15.4.44 Unser **Hochzeitstag!** Ein sonniger, frischer Morgen lacht durch das Fenster. Ich stehe auf und beginne, sorgfältig Toilette zu machen³⁰⁵. Inzwischen ist Achim aus dem Nebenzimmer hereingekommen. Er ist mir beim Anschnallen des Degens behilflich und begutachtet noch einmal den Sitz der Uniform. Dann gehen wir zu Carolas Haus hinüber, das am Rand des Kurparks liegt, wo ich meine Verlobte begrüße. Rudi ist mit dem Frühzug eingetroffen. Er soll zusammen mit meinem Vater als Trauzeuge fungieren.

Um 9 Uhr verlassen wir das Haus, um uns zum Rathaus zu begeben. Ich gehe ohne Stock und kann daher nur langsam laufen. Carola, dieser Wirbel, rennt mir fast davon, und ich muss sie immer wieder bremsen. Kinder kommen uns entgegen. Die Mädchen gucken uns mit großen Augen an, die Jungen zählen schnell meine Auszeichnungen. „Drei Orden, zwei Bänder, EK II“, höre ich sie sagen.

³⁰¹ im heutigen Stadtteil *Jaromin*

³⁰² Linie Treptow–Broitz–Greifenberg der *Greifenberger Kleinbahnen AG*

³⁰³ im Original irrtümlich „Wochenende“, gemeint ist sicher „Feierabend“, denn es ist Donnerstag

³⁰⁴ alter Begriff für *Festkleidung*

³⁰⁵ alter Begriff für das *Sichzurechtmachen*

Da es noch etwas zu früh ist, gehen wir über den Marktplatz weiter zu den Landungsbrücken hinunter, kehren dann um und steigen die Rathaustreppe zum Standesamt hinauf. Da Carola zu den prominenten Persönlichkeiten der Stadt gehört, lässt es sich der Bürgermeister nicht nehmen, die Trauung persönlich vorzunehmen. Über ein dickes Buch gebeugt, trägt er zunächst die Personalien der offiziellen Teilnehmer ein. Trauzeugen sind 1. Dipl.Ing. Rudolf Rommeler, Direktor. 2. Georg Schrödter, Direktor-Stellv.³⁰⁶ Dann richtet er die entscheidenden Fragen an Carola und mich, die wir beide mit „Ja“ beantworten. Später behaupten einige Zuhörer, ich hätte mein „ja“ recht leise herausgebracht. Dann legt der Bürgermeister die Feder aus der Hand und beginnt eine feierliche Ansprache, in der er besonders Carola wegen ihrer tapfer getragenen Lasten und Pflichten lobt.

Vom Rathaus begeben wir uns zur Kirche³⁰⁷. Sie liegt auf einem kleinen bewaldeten Hügel. Die Hochzeitsgäste sind hier bereits versammelt, und ich schreite mit Carola langsam zwischen den Bankreihen hindurch bis zu den Stühlen vor dem Altar, auf denen wir Platz nehmen. Die feierliche Trauung beginnt.

Unser Hochzeitstag war, soweit es mich betrifft, ein Tag mit mancherlei Spannungen und einigen unterdrückten Zornausbrüchen. Es begann an der Mittagstafel, als Carola kategorisch erklärt: „Brathering bekommst Du bei mir nie!“. Ich fühle mich in die Rolle eines Pantoffelhelden versetzt, aber ich schlucke meinen Ärger hinunter. Die nächste Differenz gab es wegen des obligaten Hochzeitsfotos. Carola wollte sich absolut nicht fotografieren lassen, und so unterblieb der traditionelle und für die Erinnerung so nette Akt. Ich war drauf und dran, allein zum Fotografen zu gehen, habe es aber dann doch nicht getan. Immerhin setzte ich mich schon in gereizter Stimmung an die Kaffeetafel. Als sich Carola hier nun in langen Tiraden über die Krankheitsgeschichte ihres ersten Mannes verbreitete, verließ ich verärgert das Zimmer. Bei so viel aufgespeichertem Zündstoff konnte ich es mir dann nicht verkneifen, in der Hochzeitsnacht diese Dinge zur Sprache zu bringen. Carola ist zutiefst betroffen und stößt tränenüberströmt die Worte hervor: „Ich hätte es doch nicht tun sollen!“, womit sie unsere Heirat meinte.

Am folgenden Tag machen wir einen Ausflug an den Strand von **Dievenow**. Die Hochzeitsgäste sind wieder abgereist. Ich wohne nun mit Carola, Muttchen, Janna und den beiden Jungens zusammen im Haus. Carola und ich machen viele Spaziergänge. Wir verleben selige Urlaubstage. Zweimal war ich schon in Treptow, um mich untersuchen und den ambulanten Urlaub verlängern zu lassen. Heute ist Carola mitgekommen. Wir sitzen im Vorraum des untersuchenden Arztes und blicken durch die offene Tür in den Behandlungsraum. Der Arzt bohrt gerade einem Verwundeten eine Sonde handtief in eine Rückenwunde, dass der Landser aufstöhnt. Schwestern gehen ein und aus. Als eine von ihnen aus dem Krankensaal kommt, greift aus dem letzten Bett eine Hand nach ihrer Wade. Also sowas – diese Männer!

Im Vorraum steht eine Waage, auf der wir beide unser Gewicht prüfen. Ich stelle mit Befriedigung fest, dass ich 142 Pfund wiege.

Meine Untersuchung geht schnell. Weitere acht Tage Urlaub. Zurück nach Cammin. Zu dieser Stunde fährt die Bimmelbahn nicht. Da wir den Zug in Treptow aber noch erreichen wollen, gehen wir zu Fuß. Es ist ein schöner Weg, der weithin durch Felder und offenes Ackerland führt. Leider ziehen jetzt dunkle Wolken am Himmel auf. Sie kommen schnell näher, und bald setzt ein heftiger Regen ein. Mir macht das in meinem Wettermantel nichts aus, aber Carola ist mit ihrem Pelz schlecht dran. Es regnet in Strömen, der Wind fegt uns das Wasser ins Gesicht. Auf dem offenen Feld sind wir dem Wetter schutzlos preisgegeben. Triefend vor Nässe kommen wir in Treptow an, wo wir in der Warthalle noch auf den Zug warten müssen. Das war kein schöner Ausflug.

Heute fahren wir wieder einmal nach Dievenow herüber. Die Dampferfahrt über den Bodden ist immer ein schönes Erlebnis. Nun tummeln wir uns am Strand. Es ist ein herrlicher, heißer Maientag, aber der Strand ist leer! Krieg! Außerdem ist noch keine Badesaison. Beim Spielen mit den Jungens humpelte ich durch den Sand, der sich knirschend in den Verband eindrückt. Es ist noch derselbe Verband, den mir der Oberarzt in Losowatka angelegt hat.

Heute sind wir zu Brauers auf **Gut Fritzow** eingeladen. Carola ist seit Jahren mit der Familie befreundet. Herr Brauer ist Major der Luftwaffe und zur Zeit in Stettin stationiert. So kann er öfter

³⁰⁶ *der Bruder der Braut und der Vater des Bräutigams. Titel waren dem Autor wichtig.*

³⁰⁷ *Nikolai- oder Bergkirche, , die einzige katholische Kirche weit und breit, zu der im ganzen Kreis Cammin vielleicht 7 Familien gehörten.*

herüberkommen und sich seinem Gutsbetrieb widmen. Wir sollen mit dem Wagen abgeholt werden. Ich habe meine Extra-Uniform angezogen. Punkt 3 Uhr fährt die Kutsche vor, die uns der Gutsherr geschickt hat. Ich helfe Carola beim Einsteigen in den hohen, schwankenden Jagdwagen und klettere dann hinterher. Nachdem wir uns in die Decken gewickelt haben, steigt der Kutscher auf den Bock, und die Pferde ziehen an. Es ist ein trüber Tag. Zeitweilig fällt sogar ein feiner Sprühregen. Aber mein Regenmantel hält die Tropfen ab, und Carola ist gut eingewickelt. So sitzen wir als glückliches Paar in der federnden Kutsche, die in flottem Trab über die Chaussee rollt, vorbei an den weiten Feldern pommerschen Gutslandes. Leutnant Schrödter fährt mit seiner jungen Frau zu Besuch auf Gut Fritzow. Ich erlebe einen Hauch der Atmosphäre in Fontanes „Effi Briest“.

12.5.44. Heute ist mein Ambulanzurlaub zuende. Eine wunderschöne Zeit liegt hinter uns. Vier lange Wochen voller Glück. Jeden Tag haben wir genossen, als sei es der letzte unseres Lebens. Ich denke zurück an unsere schönen Spaziergänge nach Soltin, diesem stillen, idyllischen Dorf mit seinem Ententeich. Ich denke an unsere Wanderungen auf der Insel Gristow, an deren Steilufer wir gesessen und über das Wasser des Boddens geblickt haben. Ich denke an unsere abendlichen Rundgänge um die Stadt, an der alten Stadtmauer entlang, an der Brauerei und der Fischräucherei vorbei, an die Landungsbrücke und den imposanten Anblick der wassernden Flugboote der Luftwaffe.

Lehrgang

Nun ist diese Zeit vorbei, denn vom 15.5. bis 1.7.44 bin ich zu einem **Lehrgang** für **genesende Offiziere** in Potsdam-Nedlitz kommandiert.

Bei der Eingangsuntersuchung nimmt mir der Oberfeldarzt den elastischen Verband ab, den ich seit meiner Verwundung trage. Das sind fünf Monate. Als er die letzte Wickellage abzieht, löst sich die ganze Haut ab, die inzwischen abgestorben war. Der Fuß sieht gefährlich aus mit dem fast rohen Fleisch. Das ist sehr günstig, denn nun brauche ich längere Zeit zur Genesung.

Unser Dienst geht von 8 Uhr früh bis 4 Uhr nachmittags und besteht aus Unterricht in allen Sparten des militärischen Lebens von der Taktik bis zum Verhalten in der Öffentlichkeit, von Geländebesprechungen bis Sport. Nebenbei wird die Heilbehandlung fortgesetzt, die eigentlich nur aus Bestrahlungen und Massagen besteht. Die Meinungen über den Sinn dieser Lehrgänge sind geteilt. Die einen möchten den Lehrbetrieb, die anderen die Heilbehandlung verstärkt sehen. Manche behaupten, es würde nirgends so viel Dienst gemacht wie in Potsdam und Spandau. So schlimm ist es aber nicht. Die Berliner dürfen zuhause wohnen. Sie müssen nur morgens zum Dienst zur Stelle sein. Auch die Urlaubsgewährung zu Sonn- und Feiertagen oder zu besonderen Anlässen wird großzügig gehandhabt. Unser Lehrgangsleiter, ein Oberst alter Schule, in Potsdamer Geist erzogen, Offizier vom Scheitel bis zur Sohle, ist einer der besten Offiziere, die ich kennengelernt habe. Mit seinem schmalen Gesicht, schmalen Lippen, Monokel, wortkarg und zurückhaltend, macht er äußerlich einen unnahbaren Eindruck. Aber er ist von geradezu väterlichem Verständnis für alle unsere Wünsche und von größtem menschlichen Entgegenkommen. Nur zeigt er es nicht nach außen hin. Er erinnert mich an meinen alten Regimentskommandeur Oberst Taeglichsbeck.

Ich bewohne ein Einzelzimmer in der Kaserne. Mittwochs und samstags fahre ich zu den Eltern nach Friedrichshagen.

Carola kommt zweimal aus Cammin. Sie trifft sonnabends ein und fährt montags wieder ab. Wir machen dann schöne Ausflüge in der Umgebung, fahren nach Friedrichshagen oder setzen uns in ein Eiscafé.

Lotte ist in Potsdam und ruft zweimal in der Kaserne an. Aber ich war nie zu erreichen. Wir haben uns nicht gesehen.

Bombenangriff auf Berlin! Wir stehen an den Fenstern der Kaserne und beobachten den Angriff. Der blaue Himmel ist übersät mit zahllosen silbernen Pünktchen, den Bombern. Ein ganzer Strom von vielhundert Maschinen fliegt über die Stadt und lässt einen Hagel von Sprengbomben und Brandkanistern auf die Stadt niederregnen. Wir sehen sie fallen. Als dunkle Punkte sausen sie zur Erde, manchmal in der Sonne aufblitzend oder einen langen, weißen Nebelstreif hinter sich herziehend. Aus der Stadt quillt langsam eine riesenhafte, dunkle Rauchwolke zum Himmel empor. Das dumpfe Grollen der Detonationen dringt bis nach Potsdam herüber, und die Luft zittert durch den

Druck der Explosionen. Wie ein gewaltiger Pilz breitet sich eine dicke Wolkenmasse über dem Häusermeer aus, ein Gemisch aus Brandwolken und Kondensationsdampf.

Mit angstvollem Herzen starre ich in dieses Bild der Vernichtung. Carola war in Potsdam und ist vor einer Stunde abgefahren. Sie muss genau in diese Hölle hineingeraten sein! Dort, wo jetzt dieses Inferno krepierender Bomben tobt, wo die schwarzen Brandwolken zum Himmel quellen, dort sitzt jetzt meine Frau! Zum ersten Mal habe ich Angst um sie und spüre, wie sehr ich sie liebe.

Der Angriff ist vorüber, und die Sirenen verkünden die Entwarnung. Da hält es mich nicht mehr. Ich verlasse die Kaserne und laufe zu den Quartiersleuten, bei denen Carola gewohnt hat. Meine Hoffnung, dass sie vielleicht vor dem Angriff doch noch zurückgekommen sei, erfüllt sich nicht. Inzwischen wird bekannt, dass der Angriff hauptsächlich Ostberlin gegolten hat. Ich setze mich sofort auf die Bahn, um zu meinen Eltern zu fahren. Auf den Bahnhöfen hängen bereits Karten, auf denen die zerstörten Gleisstrecken eingezeichnet sind und Umsteigemöglichkeiten angegeben werden. Zwischen Bahnhof Friedrichstraße und Ostkreuz ist die mehrgleisige Strecke zwischen allen Bahnhöfen an mehreren Stellen zerstört. Ich muss über Nordring fahren und komme nach drei Stunden zuhause an. Auch hier ist Carola nicht gewesen. Nun bin ich doch in großer Sorge. Für weiteres Suchen fehlt jeder Ansatzpunkt. Ich bleibe über Nacht bei den Eltern.

Sechs Stunden nach diesem vernichtenden Angriff fahren schon wieder die ersten Behelfszüge. Als ich am nächsten Morgen nach Potsdam zurückfuhr, lief der S-Bahn-Verkehr wieder völlig normal, als wenn nichts geschehen wäre. Das ist doch eine bewundernswerte Leistung an Organisation und Arbeitstempo!

Entlassungsuntersuchung! Jetzt entscheidet sich, ob ich schon zum Ersatztruppenteil zurück muss, oder ob ich erst noch Genesungsurlaub bekomme. Der Oberfeldarzt, wortkarg, wenig wohlwollend und deshalb wenig beliebt, ist diesmal gnädig mit mir. Ich bekomme vierzehn Tage Genesungsurlaub. Noch einmal vierzehn Tage Glück!

2.7.–14.7.44.³⁰⁸ **Genesungsurlaub** in Cammin. Tage voller Glück und Entspannung, Erholung und Müßiggang. Spaziergänge durch goldgelbe, wogende Kornfelder. Von der Front sind zwei Pakete für mich angekommen. Der Spieß schickt mir alle Eigentumsachen zurück, weil er nicht weiß, ob und wann ich überhaupt zur Kompanie zurückkomme. Er will deshalb meine grüne Offizierskiste nicht als unnötigen Ballast mit herumschleppen, was ich verstehen kann. Sie haben jetzt sogenannte „Ferntrasse“ eingerichtet. Alle Trossfahrzeuge, die nicht unbedingt bei der Kompanie benötigt werden, sind als Ferntrass weiter ins Hinterland verlegt worden. Sie sind der Feindeinwirkung entzogen und belasten die Kampfeinheit nicht mehr, die durch den verringerten Tross auch beweglicher geworden ist.

Albert heiratet. Seine zukünftige Frau ist meine langjährige Freundin Ruth. Wir sind zur Hochzeit geladen, aber Carola sträubt sich mitzukommen. Sie will auch mich zu einer Absage veranlassen. Es kommt zu schweren Meinungsverschiedenheiten. Nach langen Debatten entschließt sich Carola doch zur Teilnahme. An einem glühend heißen Julitag sitzen wir im Zug nach Berlin. Da mir die Uniform zu dick war, habe ich meinen leichteren grauen Zivildanzug angezogen. Im Zug habe ich mich auch der Jacke entledigt. Mit uns im Abteil fahren noch zwei junge Artillerie-Offiziere, die sich beide unterhalten. Plötzlich schaltet sich Carola zu meinem größten Missbehagen in deren Unterhaltung ein. Die beiden ergreifen mit Freuden diese Abwechslung und beginnen eine sehr angeregte Unterhaltung mit meiner jungen und hübschen Frau, während ich voller Eifersucht mit verbissenem Schweigen daneben sitze.

6.7.44. Ich warte mit Alberts Schwägerin vor dem Standesamt Woltersdorf. Wir sollen Trauzeugen sein. Carola will nachkommen. Nach kurzer Zeit kommt uns das junge Paar entgegen. Albert trägt die Uniform eines Fahnenjunker-Unterroffiziers. Bei der Begrüßung äußert Ruth ihre Enttäuschung über meinen Zivildanzug. Sie hätte mich gern in Leutnantsuniform gesehen.

Die Formalitäten der standesamtlichen Trauung sind beendet. Ich setze meinen Namen als Trauzeuge unter die Urkunde. Nach der Rückkehr ins Domizil gibt es ein kaltes Frühstück, belegte Brötchen und Sekt. Da aber Carola jeden Augenblick mit der Straßenbahn kommen muss, trenne ich mich schweren Herzens von der Tafel und gehe zur Haltestelle. Hier habe ich nun schon die dritte Bahn abgewartet. Carola war nicht mitgekommen. Allmählich wird es kritisch. In fünfzehn Minuten wollen wir in die Kirche fahren. Ich stehe wie auf Kohlen. Da endlich kommt sie, buchstäblich in letzter Minute.

³⁰⁸ gem. Soldbuch unleserlich (2. oder 7. wäre möglich) –19.7.44

Aufatmend begrüße ich sie und frage nach dem Grund der Verspätung. Sie gesteht mir etwas verlegen, dass die Aufregung „durchgeschlagen“ sei. Nun fahren wir in einer festlich geschmückten Straßenbahn zu der kleinen evangelischen Dorfkirche von Woltersdorf. Ich verfolge nun als Gast noch einmal dieselben Zeremonien, die ich vor wenigen Wochen als Bräutigam selbst erlebt habe. Der Pastor hält eine sehr schöne, eindringliche Rede über den Sinn der Ehe, die ich – mit leiser Schadenfreude – meinem Freund wohl gönne. Ich muss innerlich lächeln bei dem Gedanken, dass Albert sich dies alles sagen lassen und dazu schön den Mund halten muss. Beim Verlassen der Kirche wird die ganze Gesellschaft fotografiert. Nach der Hochzeitstafel setzen wir uns in den Garten und plaudern mit den Gästen, die nur aus dem engsten Familienkreis bestehen. Ruth fotografiert pausenlos, vor allem ihren jungen Gatten. Dann nimmt sie Carola unter den Arm und spaziert mit ihr auf dem Gartenweg auf und ab. Ich bin sehr froh über diese versöhnliche Geste, denn Carola hat im Verlauf der Gespräche manche kühle Bemerkung gemacht. Nach der Kaffeetafel ziehe ich mich mit Albert in die Veranda zurück. Wir haben eine Flasche besten französischen Wein entkorkt und vertiefen uns nach einem langen Trunk in ein herzliches Gespräch. Mir liegt vor allem daran, bei Albert Verständnis für Carolas Haltung zu gewinnen.

Wie doch das Leben schnell verrinnt! Ich sehe Albert und mich noch als Pennäler in der Schule. Später mühten wir uns als Studenten um Verständnis für die großen Zeitprobleme und die geistigen Welten. Dann beschritten wir beide mit mehr oder weniger Würde und Würdigkeit den ehrbaren Beruf eines Lehrers und Jugenderziehers. Nach wenigen Jahren zogen wir als Soldaten in den Krieg, und heute sitzen wir als soldatische Führer und junge Ehemänner zusammen. Inzwischen sind Staatsformen gekommen und gegangen, Weltanschauungen geboren und zusammengestürzt. Wir haben sie alle überlebt, unsere Gesinnung ist die alte geblieben. Der Krieg hat uns auseinandergerissen, an die fernsten Fronten geworfen, in Not und Todesgefahr gestürzt. Und heute sitzen wir zusammen, als sei nichts geschehen. Eine felsenfeste Freundschaft im Strudel des Weltgeschehens.

Da kommt Carola herein und erklärt kurz und bündig: „Ich fahre jetzt nach Hause!“ Ich erwidere ebenso ruhig und gelassen, dass ich noch etwas bleiben wolle. Albert ist verblüfft. „Mit welcher souveräner Sicherheit Du die Situation beherrschst!“ ist das einzige, was er sagt. Carola hat sich entschlossen, doch noch zu bleiben.

Der ereignisreiche Tag neigt sich seinem Ende zu. Carola und ich rüsten zur Heimfahrt. Das junge Paar geht gleich auf Hochzeitsreise nach Oranienburg. Wir haben also bis Friedrichshagen denselben Weg. Wir brechen auf. Albert hebt ächzend seine beiden bleischweren Koffer an und wankt los. Ich biege mich vor Lachen über dieses Bild. Ruth zischt mich wütend an, ich solle ihm tragen helfen. Ich zögere, weil ich mich vor Carola nicht von ihr kommandieren lassen will, und weil ich nicht einsehe, warum ich nun auch noch unter diesem Unsinn leiden soll, mit zwei prall vollgepackten Riesenkoffern für zwei Wochen nach Oranienburg (am nördlichen Stadtrand von Berlin!) zu fahren. Albert behauptet, es wären fast nur Sachen von Ruth drin. Als ich ihm dann aber tragen helfen will, lässt es sein Stolz nicht zu. Aber schließlich schleppen wir doch gemeinsam die zentnerschwere Last. In Friedrichshagen steigen Carola und ich aus. Als wir uns durch das Zugfenster die Hände zum Abschied gereicht hatten, fasst Ruth meine Hand ein zweites Mal und drückt sie schnell und impulsiv.

Während wir am **Bahnhof** unten auf die Straßenbahn warten, flackert Carolas Missstimmung wieder auf. In dem folgenden Wortwechsel mache ich eine Bemerkung, die Carola tief beleidigt. Der Streit setzt sich sogar noch fort, als wir zuhause schon in den Ehebetten meiner Eltern lagen. (Sie waren zu Verwandten und Bekannten nach **Schlesien** und dem **Generalgouvernement** gefahren.) Carola verlangt erneut Abbruch aller Beziehungen zu Albert und Ruth. Das will ich aber nicht, weil es unsinnig und unnötig ist. Ich will den Freund nicht wegen einer augenblicklichen und unbegründeten Eifersucht fallen lassen. Der Streit ist hart. Passten wir vielleicht doch nicht zueinander? War der Schritt in die Ehe übereilt? Aber unter all meinen weiblichen Bekannten finde ich keine, die ich lieber gehabt hätte als Carola. Die Menschen haben alle gute und schlechte Eigenschaften. Es gibt keinen Menschen, der lückenlos zu einem anderen passt. Es gibt keinen Ehepartner, der den anderen restlos ausfüllt. Selbst gute Ehepartner sind nicht immer in allen Fragen einer Meinung, und nicht alle Eigenschaften ergänzen sich harmonisch. Es gibt also auch in guten Ehen Differenzen. Das ist wohl natürlich. Ohne Spannung kein Glühen, ohne Reibung keine Wärme. Und wo die Menschen sich selbst völlig genügen würden, hätten sie wohl auch den Herrgott bald vergessen. So aber brauchen sie Ihn bei ihren Schwierigkeiten, als Dritten. Ehe zu dritt. Das ist die Lösung. Der Dritte aber muss der Herrgott sein.

Wir stritten noch lange in dieser Nacht. Es war ein unerbittliches Ringen. Aber so, wie ich Carola am Bahnhof ungewollt durch eine Bemerkung verletzt hatte, finde ich jetzt intuitiv das versöhnende Wort. Da schlingt sie mit einem tiefen Seufzer die Arme um mich, und alles ist wieder gut.

Wir sind auf der Rückfahrt nach Cammin. In Stettin verlassen wir die Bahn, um mit dem Schiff weiterzufahren. Bis zur Abfahrt des Schiffes haben wir noch etwas Zeit, und deshalb gehen wir in die Stadt, um noch ein paar Brötchen zu kaufen. „Stadt?“ Die Stadt ist fast ein einziger Trümmerhaufen. Ganze Straßenzüge liegen in Schutt und Asche. Schließlich finden wir zwischen den Ruinen ein halbzerstörtes Haus, in dem sich die Bäckerei befindet. Mit den erstandenen Brötchen laufen wir zur Anlegebrücke zurück. Die Fahrt **oder**abwärts ist herrlich. Ein warmer Sommertag liegt über dem glitzernden Strom. Allmählich treten die Ufer immer weiter zurück, und bald rauschen wir durch die weite Wasserfläche des **Stettiner Haffs**. In **Wollin** legt das Schiff noch einmal an. Dann steuern wir in den **Dievenow-Arm** und erreichen gegen Abend den Camminer Bodden und legen am Landesteg von Cammin an. Die Freude an der schönen Fahrt wurde nur dadurch gestört, dass Carola unter furchtbarer Migräne litt.

14.7.44.³⁰⁹ Ich bin in der *von-Strantz-Kaserne*³¹⁰ in Landsberg/Warthe. Mein Genesungsurlaub ist abgelaufen, und ich musste mich hier bei meinem Ersatztruppenteil melden. Ich habe aber gleich wieder Einsatzurlaub beantragt und mir eben den Urlaubsschein abgeholt.

21.7.–5.8.44. Einsatzurlaub. Noch einmal vierzehn himmlische Tage in Cammin vor dem endgültigen Abmarsch an die Front. Ich genieße die Bequemlichkeit und lasse mich ein bisschen verwöhnen, freue mich meiner Wohlhabenheit, trage abwechselnd meinen braunen, grauen, hellen und weißen Anzug oder sonntags die Uniform mit Dolch. Wir fahren hinüber zum Strand von Dievenow und gehen abends ins Kino. Carola liegt tagsüber im Bikini hinter dem Haus. Wir spazieren durch den Kurpark und machen Fotos. Wir besuchen den guten alten Schneidermeister Sülflow am Markt, der ein Polenmädchen als Näherin angestellt hat. Wir kaufen Räucheraale und besorgen uns Holzleisten im Sägewerk, dessen Besitzer gerade seinen Sohn im Felde verloren hat, und der in einer Aufwallung väterlicher Rührung seine Arme um uns beide legt, als suche er in uns einen Ersatz für sein verlorenes Kind.

Wir streiten uns überhaupt nicht mehr. Die sonst nicht gerade seltenen Differenzen sind wie weggeblasen. Liegt es an dem Bewusstsein, dass die Trennung naht? Vielleicht. Aber wir standen schon öfter vor dieser Situation und haben uns doch gestritten. Ich glaube, es ist die wirkende Gnade des Ehesakramentes.

Heute begegnet mir auf der Straße ein Matrose, der mit dem „**deutschen Gruß**“ grüßt. Ich danke mit dem üblichen Handanlegen an den Mützenrand. Kurze Zeit später treffe ich einen Infanteristen, der auch „Heil Hitler“ macht. Ich halte den Soldaten an und frage, was eigentlich los sei. Da höre ich, dass ein **Aufstand gegen Hitler** niedergeschlagen und Himmler zum Oberbefehlshaber der Deutschen Wehrmacht³¹¹ ernannt worden sei. Der Reichsführer SS Himmler hat dann als eine der ersten Maßnahmen den deutschen Gruß in der Wehrmacht befohlen. Als ob die Wehrmacht dadurch nationalsozialistisch würde!

Landsberg/Warthe

6.8.44. Das faule Leben ist nun endgültig vorbei. Fast genau vier Monate hat es gedauert. Jetzt bin ich in der **Strantz-Kaserne** in **Landsberg an der Warthe**. Nach einer kurzen Gastrolle in Block I hat man mir ein schönes, ruhiges Zimmer angewiesen. Es ist ein Einzelzimmer im ersten Stock der Stabskaserne, zwischen der Kommandeurswohnung und dem Bataillonsgeschäftszimmer. Das Fenster geht auf den Kasernenhof hinaus.

Nun bin ich wieder in den Kasernenhof- und Geländedienst eingespannt. Eines Tages sehe ich im Bataillonsgeschäftszimmer zufällig meine Karteikarte liegen. Da steht: Waffengattung: Infanterie.

³⁰⁹ vermutlich eher 20.7.

³¹⁰ Im Original „(von-) Witzleben-Kaserne“. *von Witzleben*, der spätere Widerstandskämpfer, war zur Zeit des Kasernenbaus 1934/35 Befehlshaber des zuständigen Wehrkreises III und wurde offenbar **aus noch unbekanntem Gründen** von der Bevölkerung eng damit in Verbindung gebracht.

³¹¹ Missverständnis: Himmler wurde **Befehlshaber des Ersatzheeres**.

Verwendung: Zugführer Schützenkompanie. ‘Junge, Junge’, denke ich, ‘die haben Dich ja ganz schön degradiert!’ Noch am selben Tag lasse ich mich beim Kommandeur, Major Schellack³¹², melden und erkläre ihm, dass ich 1.) kein Mann der Schützenkompanie, sondern der MG-Kompanie bin und 2.) schon seit einem Jahr eine MG-Kompanie im Einsatz führe. Er verspricht mir sofort, die Eintragung berichtigen zu lassen und fragt dann nach meinem Alter. Als er hört, dass ich schon über 30 Jahre alt bin, sagt er: „Donnerwetter, ich habe Sie immer für einen ganz jungen Stift gehalten! Ja, dann sind Sie ja für den Frontdienst eigentlich schon zu alt, denn Kompanieführer sollen nicht über 30 Jahre alt sein.“ Von diesem Tag an ist Major Schellack immer besonders freundlich zu mir.

Carola ist in Landsberg. Sie wohnt im *Elste-Hotel*³¹³, unmittelbar am Bahnhof. Das Hotel ist viertklassig, aber ich konnte nichts Besseres finden, da alle Fremdenheime belegt sind. Das Zimmer ist verwohnt, die Teppiche ausgefranst, die Bettmatratzen ausgeleierte und die Bettwäsche fadenscheinig und geflickt. Dennoch sind wir glücklich, einige Tage zusammen sein zu können. Carola ist Sonnabend gekommen und will bis Montag bleiben. Sobald mein Dienst beendet ist, treffe ich mich mit ihr und gehe am nächsten Morgen zum Dienst in die Kaserne zurück. Heute ist unser letzter Abend. Morgen in aller Frühe fährt Carola wieder nach Cammin zurück. Deshalb nehmen wir schon am Vorabend Abschied. Carola weint lange, ist gar nicht zu beruhigen.

Ich gehe jeden Sonntag zur heiligen Messe. Die Kirche liegt neben einem Krankenhaus, aus dem mir die Schwestern immer zuwinken. Der Pfarrer ist jung. Vor einiger Zeit hatte ich ihn gebeten, mir einige persönliche Fragen zu beantworten. Wir hatten dann einen Abend in seinem Arbeitszimmer zusammengesessen, wo er in weitausholender Argumentation meine Probleme analysierte. Seine Lösung ist vernünftig und sehr großzügig. Seine Ansichten sind modern und nach meiner Auffassung fast zu frei. Aber vielleicht bin ich allzu konservativ oder pedantisch?

Carola will wieder einmal kommen. Wir wollen telefonisch einen Termin vereinbaren. In einem Restaurant neben dem Wehrmachtheim habe ich ein Gespräch nach Cammin angemeldet und warte auf die Verbindung. Nach zwanzig Minuten ist sie da. Um bei späteren Gesprächen nicht immer in der Kneipe warten zu müssen, bat ich einmal den Pfarrer, von seiner Wohnung aus anrufen zu dürfen. Da saß ich dann zwei volle Stunden ungeduldig im Arbeitszimmer des Geistlichen, ohne dass eine Verbindung zustande kam. Nach Cammin klappt es mit der Telefonverbindung überhaupt nicht. Nach Berlin geht es wesentlich besser.

Carola ist wieder hier. Am liebsten möchte sie mit mir den ganzen Tag zusammen sein, von morgens bis abends. Deshalb macht sie ganz einfach den Vorschlag, dass ich mich für die Zeit ihrer Anwesenheit vom Dienst befreien lasse. Sie findet, dies sei die schönste und beste Lösung. Ich bin wie vom Donner gerührt und versuche mühsam, ihr klarzumachen, dass man sich nicht einfach von seinen Dienstpflichten befreien lassen kann, weil man lieber seinem persönlichen Vergnügen nachgehen möchte. Sie sieht aber die Dringlichkeit meines Dienstes nicht ein. Frauen haben doch eine sehr subjektive und individualistische Auffassung von der Pflicht.

Aber wir sehen uns täglich nach Dienstschluss von 4 Uhr nachmittags bis zum nächsten Morgen. Allerdings warte ich manchmal noch das Abendessen ab, wenn es etwas besonders Gutes gibt. Außerdem sehe ich nicht ein, warum ich in der Stadt das Abendessen bezahlen soll, wenn ich es in der Kaserne umsonst bekomme. Einmal, als ich schon sehr früh zu Carola gegangen war, schleppte ich sie um 6 Uhr zum Abendessen noch einmal zur Kaserne hinauf. Es gab süße Nudeln, die ich so gern esse. Natürlich bekam auch Carola eine Portion, aber sie schmeckten ihr gar nicht so besonders gut, was mich direkt kränkte.

Diesmal habe ich übrigens ein besseres Quartier für Carola ausfindig gemacht: Das Hotel zur Krone. Hier hat Carola ein großes, helles und gemütliches Zimmer. Es liegt im dritten Stock und hat einen Balkon. Wenn ich von der Kaserne, die ja auch auf der Höhe liegt, über die Dächer der Stadt blicke, kann ich deutlich Carolas Balkonfenster sehen.

Für heute abend habe ich von einem Soldaten Kinokarten für den Film „*Immensee*“ besorgen lassen. Der erste Farbfilm, den ich sehe. Aber kurz nach Beginn wird Carola so übel, dass sie das Kino verlassen muss. Ich bleibe zunächst noch, kehre aber dann doch ebenfalls ins Hotel zurück, wo Carola schon im Bett liegt.³¹⁴

³¹² evtl. identisch mit Schellak, 1941 *Hauptmann im I.R. 121*

³¹³ im Original irrtümlich „Eden-Hotel“, offenbar ein Lesefehler im Manuskript

³¹⁴ Übelkeit tritt meist ab der 5. Schwangerschaftswoche auf.

Morgens 7.45 Uhr. Auf dem Weg zur Kaserne habe ich fast die große Treppe erreicht, die zur Kaserne hinaufführt, als mir mein Vorgesetzter, ein Hauptmann, entgegenkommt. „Kommen Sie gleich mit“, sagt er ohne erst zu grüßen. „Wo haben Sie eigentlich gesteckt? Der Melder hat Sie gestern abend verzweifelt gesucht, denn ich habe ihm gesagt, er solle nicht ohne Sie zurückkommen.“ Da fällt es mir schwer auf die Seele. Ich hatte zu melden vergessen, dass ich bei Carola im Hotel übernachten würde. Nun muss ich es ihm kleinlaut gestehen. Er winkt beruhigend ab, ohne eine Rüge oder ein Wort des Unmutes. Ich bin ihm sehr dankbar dafür.

Wir gehen also gemeinsam zum Bahnhof, denn gestern abend war überraschend eine Geländebesichtigung als Vorbereitung einer dreitägigen Härte-Übung angesetzt worden, die nun heute früh in **Zantoch** stattfindet. Wir haben das westliche Steilufer des Warthebruchs auf seine Eignung zu Übungszwecken geprüft. Bei der Rückkehr in die Bahnhofswirtschaft in Zantoch gab es belegte Brötchen, die uns der Wirt, Vater eines unserer Unteroffiziere, spendiert hat. Mittags waren wir schon wieder in Landsberg, und nachmittags erzähle ich Carola von unserer Spritztour.

Ich mache mit Carola einen Spaziergang durch den Stadtpark. Er liegt schon oben auf der Höhe des steilen Nordwestufers des Warthetales. Wir stehen in einem kleinen Pavillon hoch über der Stadt. Rechts von uns liegt in gleicher Höhe die Strantz-Kaserne. Unter uns die Stadt an der Warthe. Eine massive Brücke führt über den Fluss zu einer kleinen Vorstadt am jenseitigen Ufer, von der aus die Straßen in die weite flache Ebene der Warthe-Niederung hinauslaufen.

Ich sitze beim Lampenschein lesend in meinem Zimmer. Da klopft es, und der Läufer tritt herein. „Herr Leutnant, unten in der Wache ist eine Dame, die Sie sprechen möchte.“ Ich lasse sie heraufholen und überlege inzwischen, wer das wohl sein könnte. Da tritt freundlich grüßend ein Mädchen ein, das mir völlig unbekannt ist. Während ich noch angestrengt nachdenke, nennt sie schon ihren Namen: Edith Wilk, die Tochter einer Kusine meines Vaters. Ich habe sie in meinem ganzen Leben nur ein- oder zweimal gesehen und mochte damals etwa 15 Jahre alt gewesen sein. Ich fand sie damals aufregend mit ihrem schmalen, von schwarzem Haar eingerahmten Gesicht und den glänzenden, dunklen Augen. Nun sitzt sie hier vor mir. Sie ist gar nicht mehr schön. Sie erzählt, wie sie mich gefunden hat: Auf einem Spaziergang mit ihrem Mann, der hier im Lazarett liegt, habe sie mich gesehen und sich nach meiner Dienststelle erkundigt. Dann beklagt sie sich über ihren Mann, der lieber mit seinen Kameraden Karten spielt, als mit ihr zusammen zu sein. Schließlich fragt sie, ob es mir recht sei, wenn wir uns mal treffen. Sie scheint mein Zögern bemerkt zu haben, denn sie wiederholt mehrmals, dass wir uns nur treffen wollten, wenn es mir recht wäre. Ich mochte es ihr nicht abschlagen. Wir sind ja schließlich Verwandte. Aber so ganz wohl war mir nicht dabei. Wir verabredeten also ein Treffen in dem Wehrmichtsrestaurant, von dem aus ich Carola schon mal angerufen hatte. Und dann habe ich diese Verabredung wahrhaft vergessen. Ich habe mich darüber ehrlich geärgert, denn einmal wollte ich nicht als wortbrüchig gelten und zum andern tat sie mir doch leid in ihrer Freudlosigkeit. Sie ist nie wiedergekommen.

Marschbataillone nach Kurland

Heute erhalte ich den Befehl, mich in der **Walter-Flex**-Kaserne zu melden. Diese Kaserne liegt ebenfalls hier oben auf der Hochfläche, aber schon außerhalb der Stadt etwa fünfzehn Minuten von der Strantz-Kaserne entfernt und direkt neben dem Truppenübungsplatz. Hier soll ein **Marsch-Bataillon** nach **Kurland** zusammengestellt werden. Ich soll als Kompanieführer mitgehen. Am Nachmittag siedele ich also zur Flex-Kaserne über, wo wir gleich mit der Aufstellung des Bataillons beginnen. Nun folgen turbulente Tage mit der Einteilung der Kompanien, Einkleidung, Appellen, Ausgabe von Marketenderwaren und anderen Tätigkeiten, die sich über Wochen hinziehen.

Inzwischen hatte Carola ihr Kommen angekündigt und erscheint auf dem Kasernenhof, als ich gerade vor der angetretenen Kompanie stehe und allerlei Anweisungen gebe. Carola geht vorbei und verschwindet im Eingang, während ich die Kompanie wegtreten lasse. Wie ein brausender Sturm jagen die Männer die Treppe hinauf zu ihren Stuben und umbranden Carola wie ein Strudel. Dann sitzt sie bei mir im Dienstzimmer und erlebt das pausenlose Kommen und Gehen von Meldern, Trägern und Unteroffizieren, das ununterbrochene Öffnen und Schließen der Tür, Hackenklappen, Meldungen, Fragen, Befehle, Anweisungen. Sie bleibt nicht lange, denn bei diesem hektischen Betrieb können wir uns doch nicht unterhalten.

Auf dem neben der Kaserne beginnenden Gelände des Truppenübungsplatzes werden die neu aufgestellten Kompanien noch kurz geschult. Auf dem Plan steht neben dem üblichen Geländedienst noch eine Nachtübung, bei der wir die Sicherung eines Dorfes bei Nacht üben. Die Feldwache liegt im Stallgebäude eines Gutshofes, während die Posten an allen wichtigen Punkten des Dorfes aufgestellt sind. Im Morgengrauen besetzen wir einen Schützengraben, an dem wir dann noch einen Einbruch durchexerzieren. Auch Schießübungen stehen auf dem Dienstplan. Der Schießplatz liegt direkt neben dem Kasernenwohnblock. Carola sollte einmal vom Zaun aus zugucken, aber sie traut sich nicht recht und geht vorbei.

Heute fährt Carola wieder ab. Ich habe aber so viel zu tun, dass ich nicht zum Bahnhof gehen kann. Deshalb drücke ich einem Soldaten 2,- Mark in die Hand mit dem Auftrag, einem Blumenstrauß für Carola ins Hotel zu bringen. Während der Soldat losgeht, trete ich in mein Dienstzimmer – und stehe vor Carola. „Ach du meine Güte!“ entfährt es mir, und schon bin ich wieder draußen, um den Soldaten zurückzurufen. Erst dann kehre ich ins Zimmer zurück und erkläre meiner verständnislos dreinblickenden Frau den Zusammenhang.

Für das Marschbataillon wird eine Filmvorstellung gegeben. Auf dem Weg zum Kino marschieren wir durch Landsberg. Der Marschtritt der Kolonnen hallt rhythmisch auf dem Straßenpflaster. Ich marschiere an der Spitze meiner singenden Kompanie. „Nach der Heimat geht mein heimlich Sehnen“³¹⁵ hallt das sentimentale Lied durch die Straßen. Und dann die dritte Strophe: „Großer Vater, der Du bist da droben – ach, erhöre doch mein kindlich Fleh'n – lass mich meine heißgeliebte Heimat – und mein liebes Madel wiederseh'n.“ Die Männer singen zweistimmig mit Oberstimme. Viele Passanten bleiben stehen. Manche Frauen weinen. Sie stehen am Bürgersteig und blicken mit tränenüberströmtem Gesicht auf unsere vorüberziehende Kolonne.

Im Kino sitzen die Offiziere in der Loge. Einige haben ihre Damen mitgebracht, und ich bedaure, dass Carola gestern schon abgefahren ist. Mit einem dieser Kameraden, der auch seine Frau hier hat, saßen wir vorgestern noch zu viert in einem Café. Und nachher fragte er mich: „Sagen Sie mal, wie kommt es eigentlich, dass Ihre Frau ein so klassisches Hochdeutsch spricht, während Sie so munter drauflos berlinern?“ Es war bei einem Abendessen in der „Martinsklause“.

Die Marschverpflegung ist ausgegeben. Ab heute abend ist das Bataillon marschbereit. Der Abmarsch ist für morgen früh geplant, wenn die Waggonen bereitgestellt sind. Sicherheitshalber ist aber schon Ausgangssperre angeordnet, falls der Transportzug schon früher zur Stelle ist.

Unter den Soldaten waren viele, die ihre Frauen hatten herkommen lassen. Denen hatte ich, so oft es der Dienst erlaubte, immer Nachurlaub gegeben mit der Auflage, ihren Aufenthaltsort anzugeben. Auch jetzt kamen sie wieder mit der Bitte um Urlaub für diese letzte Nacht. Ich habe sie laufen lassen trotz der Gefahr, dass ich sie nicht alle rechtzeitig zusammenkriege, falls der Zug wider Erwarten in der Nacht starten wollte. Wir könnten ihr Gepäck zum Bahnhof mitnehmen und sie durch Läufer gleich zum Bahnhof dirigieren. Aber vor dem Abmarsch wird angetreten und die Vollzähligkeit festgestellt. Soll ich eine falsche Stärkemeldung abgeben? So ganz wohl ist mir nicht, aber ich habe es gewagt. Und am nächsten Morgen waren sie alle wieder da.

Das Bataillon rückt ab. An der Spitze marschiert eine Militärkapelle. Unter den schmetternden Klängen der Marschmusik geht es auf holpriger Straße den Hang hinunter und dann durch die Straßen der Stadt zum Bahnhof. Hier hält das Bataillon, und die Kapelle nimmt die Stahlhelme ab. In der heißen Augustsonne war ihnen warm geworden, und sie wischen sich lächelnd den Schweiß ab. Sie schwitzen gern die halbe Stunde, denn sie kehren zur Kaserne zurück. Wir aber rollen nach Osten zur Front.

Bromberg. Unser Zug steht auf dem Güterbahnhof. Wir fahren erst morgen früh weiter. Noch ist finstere Nacht. Deshalb strecke ich mich auf der langen Sitzbank unseres Personenwagens aus, um etwas zu schlafen. Da meldet sich ein junger Soldat, fast noch ein Kind mit Pausbacken und Stupsnase. Er fragt, ob er schnell mal nach Hause laufen dürfe, er sei aus Bromberg. Ich lasse ihn sausen und versuche, meinen unterbrochenen Schlaf fortzusetzen. Da werde ich schon wieder geweckt. Eine Bromberger Mutter ist da. Die Anwesenheit unseres Transportes hatte sich herumgesprochen, und nun ist sie gekommen, um ihren Sohn zu suchen. Es stellt sich schnell heraus, dass es die Mutter des eben fortgeschickten Jungen ist. Da verabschiedet sie sich schnell, um nach Hause zu eilen, während ich mich wieder zum Schlafen niederlege. Kaum habe ich mich ausgestreckt,

³¹⁵ *Noten mit Text und Gesang (mit leichten Abweichungen)*

da kommt der Junge zurück, und meldet, dass er zuhause niemand angetroffen habe. Jetzt laufe ich selbst los, um die Mutter wieder einzuholen. Ich hetze über Gleise und an Güterzügen vorbei, kann sie aber nicht mehr finden. Also laufe ich zurück und schicke den Jungen zum zweiten Mal nach Hause. Dann lege ich mich wieder hin. Am Morgen ist die Mutter mit ihrem Sohn wieder da. Sie sehen sich beide zum Lachen ähnlich und sind glücklich, dass sie sich doch noch getroffen haben.

Danzig-Neufahrwasser. Das Verladen auf das Schiff geht sehr schnell, da wir weder Fahrzeuge noch schweres Gerät haben. In langer Reihe steigen die Männer zügig das **Fallreep** hinauf. In 45 Minuten ist das ganze Bataillon an Bord. Aber wir müssen uns noch etwas gedulden, denn wir fahren im **Konvoi** und müssen auf die Klarmeldung der anderen Schiffe warten. Inzwischen sitze ich an Deck und blicke über das weite Wasser der **Danziger Bucht**. Um mich herum ist der laute Betrieb der Docks mit den mir so wohlvertrauten Geräuschen des Hafens.³¹⁶ Links, weit hinten an der flachen, langgestreckten Küste, liegt **Zoppot**, das elegante Seebad Ostpreußens.

Am Spätnachmittag verlassen wir den Hafen. Der Konvoi besteht aus drei Truppentransportern, die sich jetzt in **Kiellinie** formieren, während fünf **Schnellboote** uns schützend umkreisen. Kurz nach Verlassen des Hafens wird ein Probealarm durchgeführt. „U-Boot-Alarm.“ Die Schiffe fahren im Zickzackkurs, während sämtliche Mannschaften an Deck zu den vorher bestimmten Kästen laufen und die dort verstauten Schwimmwesten anlegen. Anschließend folgt noch ein Probefliegeralarm. Jetzt verschwindet alles unter Deck, und die Bordflak wird lebendig. Die Bestückung des Schiffes besteht aus einer 8,8-Flak und vier 2-cm-Vierlingsflak. Die Bedienungen haben Zugstärke unter Führung eines Flak-Leutnants. Wie wir sie wegen ihres bequemen Lebens beneiden!

Die Nacht senkt sich auf das Meer und breitet ihren schützenden Mantel über unseren Konvoi. Wenigstens vor Fliegern sind wir jetzt ziemlich sicher, und auch U-Bootangriffe sind bei Nacht wohl etwas schwieriger.

Im Morgengrauen des dritten Tages macht das Schiff eine scharfe Wendung um 90 Grad und steuert genau südwärts. Wir laufen in die **Rigaer Bucht** ein. Nach einigen Stunden haben wir die **Dünamündung** erreicht. Die Ufer sind ganz flach. Rechts liegt ein kleines Hafenbecken mit einigen Motorbooten. Am Ufer stehen einige flache Gebäude. Plötzlich läuft unser Schiff auf Grund, schwankt ein wenig und legt sich dann quer über den Strom. Die Schrauben laufen rückwärts und wühlen den gelben Grund auf. Eine Stunde müht sich das Schiff, von der Sandbank herunterzukommen. Dann ist es wieder flott und gleitet in der **Fahrrinne** vorsichtig flussaufwärts. Inzwischen haben sich zahlreiche Landser an Deck versammelt. In dichten Reihen stehen sie an der Reling und blicken neugierig auf das unbekannte Land. Noch ist es flach und bietet dem Auge wenig Abwechslung. Dann geht ein Gemurmel durch die Reihen: **Riga** in Sicht. In der Ferne ragen drei hohe Türme über den Horizont hinaus und heben sich deutlich gegen den hellen Himmel ab. Die Wahrzeichen Rigas! Die ersten verstreuten Häusergruppen gleiten am Ufer vorbei. Fabriken folgen. Dann wieder Häusergruppen, die sich allmählich zu einem Ortsteil verdichten. Und dann stoppt das Schiff an der Kaimauer des Rigaer Hafens mit seinen langen Reihen von Schuppen und Lagerhallen. Noch einmal werfe ich einen Blick auf die unvergessliche Silhouette der Stadt, und dann nimmt der Dienst meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Wir gehen von Bord, treten kompanieweise zwischen den Lagerhallen an und rücken dann auf einen nahegelegenen Sportplatz zu einem kurzen Halt. Dann nehmen wir unser Gepäck wieder auf und marschieren ab. Unser Ziel ist ein kleiner Bahnhof im Nordosten der Stadt. Unser Marsch führt uns erst durch eine aufgelockerte Siedlung in der Nähe des Sportplatzes, dann durch holprige Straßen mit einstöckigen Häusern und schließlich durch eine breite Asphaltstraße mit langen Fassaden dreistöckiger Großstadthäuser. Zahlreiche Letten blicken aus den Fenstern auf unsere Kolonne herab. Die Soldaten schleppen schwer an ihren hochbepackten Rucksäcken, aber sie halten sich gerade und singen sogar noch Marschlieder. Ich habe meinen Koffer der vorderen Rotte gegeben mit der Weisung, ihn alle hundert Meter an den nächsten Mann weiterzugeben. Leider bleibt er schon bald an einem Mann hängen, der ihn schon eine ganze Weile schleppt, bevor ich es bemerke. Hinter einer Brücke biegen wir rechts ab und gelangen bald zu einem kleinen Bahnhof, wo der Zug schon

³¹⁶ vgl. Fußnote 174

bereitsteht. Am Spätnachmittag setzt er sich in Bewegung und rollt in Richtung **Wenden–Wolmar–Walk** von dannen.³¹⁷ Als es zu dunkeln beginnt, strecke ich mich auf der Sitzbank aus und schlafe ein.

Im Morgengrauen erwache ich. Es ist kühl. Ich wische die beschlagenen Abteifenster ab, um mir die Gegend anzusehen. Mein Blick fällt im Vorbeifahren auf ein lettisches Bauerngehöft, über dessen Hof gerade ein Mädchen schreitet. Potzblitz, hat das Mädchel eine Haltung! Rank und schlank und doch kraftvoll. Und ein Gang wie eine Königin! In Sekundenschnelle ist das Bild vorüber, aber ich bin noch fasziniert von dieser Erscheinung. Eine Königin in einem Bauernmädchel!³¹⁸

Endstation! Alles aussteigen! Der Zug hält auf einem kleinen Bahnhof mitten in einem großen Waldgebiet. Ostwärts des Bahnhofs erstreckt sich eine große Lichtung, ein Kahlschlag, auf dem die Baracken eines Sägewerks stehen. Das Werk wird von der OT (*Organisation Todt*) betrieben und arbeitet mit russischen Kriegsgefangenen. Wir lassen das Bataillon bei den Baracken lagern und warten auf den Einweiser. Ich gehe inzwischen in die Führerbaracke und bitte einen der OT-Führer, mich hier rasieren zu dürfen. Er stellt mir bereitwilligst sein Zimmer zur Verfügung und ebenso alle Rasierutensilien. Nach kurzer Zeit öffnet sich die Tür, und ein russisches Mädchen kommt herein, um mir warmes Wasser zu bringen. Ich bedanke mich, und sie zieht sich schüchtern wieder zurück. Die Rasur ist schnell beendet. Inzwischen ist draußen auch ein Offizier eingetroffen, der uns den Weg weisen soll. Das Bataillon tritt an, die Spitze setzt sich in Bewegung, und dann marschiert eine endlose Schlange deutscher Soldaten in Fliegermarschtiefe der Front entgegen.

Die Augustsonne scheint warm auf uns nieder, während wir Stunde um Stunde durch die herrliche Landschaft **Livlands** marschieren. Die Schönheit dieses Teiles von Lettland lässt mich die Mühsal des beschwerlichen Marsches leichter ertragen. In sanften Wellen schwingt sich das Land bis zum Horizont. Zwischen den saftigen Wiesen und Weiden breiten sich fruchtschwere Ackerfelder aus, und überall stehen größere und kleinere Waldungen, Gehölze und Baumgruppen. Das Grün überwiegt in der Landschaft. Über das Land verstreut liegen kleine Dörfer und Einzelhöfe. Breit und wuchtig liegen die großen, wohlhabenden Höfe mit ihren Holzhäusern in der Ackerlandschaft. Ich habe nicht gewusst, dass Kurland so schön ist.

Unser heutiges Tagesziel ist erreicht. Wir quartieren uns in einem Weiler ein. Eine kleine Gruppe von Bauerngehöften, in denen schon ein deutscher Stab liegt. Wir bringen die Mannschaften in Scheunen unter. Ich selbst werde in der Schreibstube der hiesigen Einheit auf einem Strohsack übernachten. Der Erste Schreiber ist sehr hilfsbereit und rührend um mich bemüht. Er behandelt die Blasen, die ich mir heute gelaufen habe und bringt mir unaufgefordert ein Glas Milch. Er sorgt für meine Bequemlichkeit, wo es nur geht. Ein wirklich guter Kamerad, denn er hat von mir ja keinen Vorteil zu erwarten. Am nächsten Morgen geht es weiter. Unterwegs kommen wir an einem Bauernhof vorbei, auf dem lettische Freiwillige üben. Sie tragen deutsche Uniformen mit einem Wappen in den lettischen Farben auf dem Ärmel.

Das Ziel ist erreicht. Wir sind beim Stab einer Infanterie-Division angelangt.³¹⁹ Da die Division in letzter Zeit starke Ausfälle hatte, herrscht über den Ersatz große Freude. Nach einer ausgiebigen Rast tritt das Bataillon in einem offenen Viereck an, und der General hält eine kurze Ansprache. Dann beginnt die Aufteilung unseres Marschbataillons auf die einzelnen Regimenter, Nachrichteneinheiten, Pionierbataillon usw. Ich sehe, wie der kleine pausbäckige Soldat aus Bromberg zu den Füsiliern gestellt wird. Aufklärungsabteilung! Das bedeutet Späh- und Stoßtrupptätigkeit. Einen Augenblick lang bin ich versucht, ihn da wieder rauszuholen, aber dann unterlasse ich es doch. Es ist zwecklos, Schicksal spielen zu wollen. Wenn es Gott gefällt, ihn am Leben zu lassen, dann tut er es auch bei den Füsiliern. Und wenn es ihm bestimmt ist zu sterben, dann rette ich ihn auch nicht.

Bei der Geräteübergabe fehlen mir zwei Taschenlampen. Sonst ist alles in Ordnung. Nach den Übergabeformalitäten ist das Rahmenpersonal des Marschbataillons beim General zu Gast. Man macht kein Hehl daraus, dass man uns Offiziere auch gut gebrauchen könnte. Besonders ein wichtigtuerischer junger Kompanieführer erhebt laut und ernsthaft die Forderung, uns einfach hierzubehalten. Daraus wird natürlich nichts. Da es zur Rückkehr heute schon zu spät ist, übernachten wir beim Divisionsstab. Vor dem Schlafengehen trete ich noch einmal vor das Haus. Die Nacht ist

³¹⁷ Diese **Bahnstrecke** ist Teil der **Fernverkehrsstrecke Riga–Pleskau**. Aufgrund der militärischen Lage ist davon auszugehen, dass die Fahrt nicht bis nach Walk führte, sondern vielleicht nur bis **Saule**.

³¹⁸ Dieses Mädchen begegnete dem Autor **während der Gefangenschaft im Traum** wieder.

³¹⁹ Die Division kann nicht identifiziert werden. Die geschilderten Orte und Entfernungen rücken u. a. die **31. Grenadier-Division** oder die **Gruppe Gen.-Lt. Ortner/Kampfgruppe 227** in den Bereich der Möglichkeiten.

hereingebrochen, und tiefe Dunkelheit liegt über dem Land. Von der Höhe meines Standortes kann man weit in das Land hineinsehen und die ganze Front überschauen. Ich blicke hinunter in die weite, nachtdunkle Senke. Dort unten liegt die Front! Es ist still da drüben. Nur hier und da steigt lautlos eine Leuchtkugel empor. In der Ferne brennt ein Haus. Deutlich sehe ich die glutroten Flammen züngeln, die die Umgebung in ein flackernd düsteres Rot tauchen.

Unser Auftrag ist beendet. Am nächsten Morgen in aller Frühe bringt ein Lkw das Rahmenpersonal zum nächsten Bahnhof.³²⁰ (Das „Rahmenpersonal bestand aus dem Bataillonsführer (ein Hauptmann), drei Kompanieführern (drei Leutnants) und einigen Feldwebeln und Unteroffizieren.) Wir hatten das Marschbataillon (Ersatz, bestehend aus jungen Rekruten) heraufgebracht und fahren nun wieder „nach Hause“. Das Bahnhofsgebäude ist stark zerstört. Während wir auf den Zug warten, streife ich durch die Ruinen und ziehe noch ein paar brauchbare Nägel aus den Holzwänden.

Unterwegs hält der Zug auf freier Strecke. Ich sehe aus dem Fenster, um die Ursache unseres Haltens zu ergründen. Da fällt mein Blick auf den Bahndamm, der mit blühender Erika übersät ist. Da steige ich aus und pflücke schnell einen Strauß, den ich Carola mitbringen will.

In **Riga** müssen wir auf ein Schiff warten, das uns nach Danzig zurückbringen soll. Man hatte uns gesagt, dass das einige Tage dauern könnte. Deshalb haben wir uns im Hotel „Exelsior“ einquartiert und machen von hier aus Spaziergänge durch die Stadt. Vorher haben wir uns von der zuständigen Dienststelle unsere Marschverpflegung besorgt und den verantwortlichen Unteroffizier in der Entlausungsanstalt nach langer Unterredung bewogen, uns die vorgeschriebene Entlausungsprozedur zu ersparen. Einmal waren wir auch in einer griechisch-orthodoxen Kirche³²¹, in der gerade ein Gottesdienst gehalten wurde. Der kreisrunde Raum mit gewaltiger Kuppel hat keine Bänke. Die Gläubigen stehen im Halbkreis um den Popen, der mit volltönender Stimme mit Inbrunst und ein wenig Pathos aus dem großen Evangelienbuch singt. Wir stehen mit entblößtem Kopf dabei und hören uns schweigend das Ritual an. Hier in Riga überschneiden sich zwei Kulturkreise. Einerseits ist Riga in Baustil und Geisteshaltung der Bevölkerung eine europäische Großstadt. Aber neben den Bauwerken aus der Zeit der Hanse stehen auch Zeugen aus der alten russischen Zeit. Neben den schlanken, hochragenden Kirchtürmen europäischer Bauart stehen die russisch-orthodoxen Kuppelkirchen mit ihren Zwiebeltürmen. Und manche alte Leute sprechen noch russisch.

Gestern war ich mit dem Führer unseres Marschbataillons, einem Hauptmann, am Hafen, um nochmals Erkundigungen über eine Rückfahrtmöglichkeit einzuziehen. Da wurde uns mitgeteilt, dass wir heute fahren könnten. Nun stehen wir am Kai, an dem ein großer Transporter festgemacht hat. Es wird gerade eine lettische Einheit eingeschifft, die nach Deutschland verlegt wird. Der Kai ist voll von weinenden Frauen. Inzwischen sind auch wir an Bord gegangen. Als das Schiff ablegt, stimmen die lettischen Soldaten ihre Nationalhymne an.

Die Überfahrt ist stürmisch. Ich blicke achteraus und sehe das uns folgende Schiff gewaltig schlingern. Wir fahren wieder im Konvoi. An Bord unseres Transporters sind auch vier Zahlmeister, die von morgens bis abends besoffen sind und apathisch auf ihrem Gepäck liegen. Ich erfahre, dass sie von einer „Heldengreifkommission“ aus ihrer bisherigen Einheit als überflüssig ausgekämmt worden sind und nun zu einem kurzen Umschulungskurs nach Deutschland fahren, um dann zu einer Fronteinheit kommandiert zu werden. Junge, Junge, die haben vielleicht eine Stimmung! Wie hart und ungerecht das Schicksal aber auch mit ihnen verfährt! Vier Jahre lang haben sie als Zahlmeister ein Hamsterleben geführt und sich in der Etappe geruhsam die Backentaschen vollgestopft. Und nun sollen sie zur Infanterie an die Front! Ausgerechnet sie! Warum gerade **sie**?! Warum nimmt man denn nicht die anderen! Nein, wie ungerecht!

Eben gab es eine kleine Sensation. Querab in westlicher Richtung wird ein treibendes Boot gesichtet. Ein Begleitfahrzeug der Kriegsmarine rauscht an das Boot heran und nimmt einige völlig erschöpfte Leute an Bord. Jetzt verlautet, dass es Letten waren, die aus dem bereits von Russen besetzten Gebiet nach Schweden flüchten wollten und in dieses stürmische Wetter geraten waren. Ohne unsere Hilfe wären sie zugrunde gegangen.

In Neufahrwasser verlassen wir das Schiff und begeben uns zum Bahnhof, wo wir einen Vorortzug nach Danzig besteigen. Ich bin etwas ärgerlich, weil wir mit dem Hauptmann verabredet hatten, dass jeder mit einem eigenen Fahrschein nach Landsberg zurückfährt. Auf diese Weise könnte ich einen

³²⁰ vielleicht nach *Stackeln*?

³²¹ sicher nicht *griechisch-*, sondern *russisch-orthodox*

Umweg über Cammin machen. Der Hauptmann aber macht keine Anstalten, unsere Fahrscheine auszustellen. Ich sehe meine Hoffnung, Carola einen überraschenden Besuch abzustatten, schon schwinden.

Soeben fährt der Zug an einer U-Boot-Werft vorbei. Drei hellgraue, schlanke Bootsrümpfe liegen wie riesenhafte Torpedos auf den Helgen.

Nun hat der Hauptmann doch noch unterschrieben. Ich habe ihm Unrecht getan und bitte es ihm im Stillen ab. Wir haben ihn auf dem Transport als einen ruhigen, verständnisvollen Offizier kennengelernt. Er hat nur nie viel Worte gemacht. Nun trennen sich unsere Wege. Der Hauptmann fährt nach M. (*Meseritz?*), während wir drei später nach Landsberg zurückkehren wollen. Wir hatten schon früher beschlossen, erst zu unseren Angehörigen zu fahren und uns dann drei Tage später wieder in Landsberg zu melden, was natürlich eigentlich unzulässig ist.

Da mein Zug erst abends fährt, gehe ich mit einem Kameraden noch in die Stadt, besichtige die *Marienkirche* und das *Krantor*, schlendere durch einige schöne alte Straßen mit Patrizierhäusern, besuche eine Kinovorstellung und gehe dann zum Bahnhof. Der Zug ist gerammelt voll. Ich muss unterwegs noch einmal umsteigen³²² und kann mich auch hier nur mit Mühe in den vollgestopften Zug drängen. Mit wenigen Minuten Verspätung kommen wir in Stettin an. Und während mein Zug auf dem einen Bahnsteig einläuft, fährt der Camminer Zug auf dem anderen ab!³²³ Mich packt die Wut. Das ist mir mit Carola schon einmal passiert, so dass wir die ganze Nacht hindurch bei Stettiner Bekannten im Wohnzimmer auf Stühlen sitzend verbracht haben. Diese lächerliche Bimmelbahn versäumt absolut nichts auf ihrer Strecke an der Küste entlang. Sie könnte wahrhaftig die drei Minuten auf den D-Zug warten! Wütend nehme ich meinen Koffer auf und gehe über eine Brücke zum Wehrmachtheim. Es ist 6 Uhr früh, und der nächste Zug nach Cammin geht um 10 Uhr ab. Ich war die ganze Nacht durchgefahren und will versuchen, noch ein paar Stunden zu schlafen. Ich lasse mir ein Zimmer geben und bitte den sehr freundlichen Gefreiten, mich um 9.30 Uhr zu wecken. Dann rasiere ich mich und lege mich zu Bett. Aber mir schwirren so viele Gedanken im Kopf herum, dass ich gar nicht schlafen kann. Ich stehe also wieder auf und gehe zum nahen Bahnhof hinüber.

Cammin in Sicht! Ich stehe auf der eisernen Plattform des Provinzeisenbahnwägelchens und blicke auf die kleine Stadt, der der Zug entgegenrattert. Vor mir taucht der kleine Hügel mit dem Kirchlein auf, in der wir getraut wurden. Dann gleitet links die Windmühle vorbei. Nun macht der Zug eine Kurve, überquert die Straße und hält auf dem Bahnhof. In wenigen Minuten bin ich zuhause. Carolas Freude ist riesengroß und ich freue mich über die gelungene Überraschung. Der Erikastrauß, den ich nun aus dem Koffer hole, ist eine weitere kleine Freude, und meine Ankündigung, dass ich drei Tage bleiben werde, macht die Seligkeit vollkommen.

Ich bin wieder in Landsberg und wieder in der Strantzkasernen und wieder in demselben Zimmer. Ich finde sogar noch ein Tütchen Zucker in der Tischschublade, das ich vor meinem Auszug dort hineingelegt hatte. Ich mache wieder Ausbildungsdienst. Je 200 Mann sind immer zu einer Kompanie zusammengefasst, und je 100 Mann bilden eine Abteilung, von denen ich eine führe. Der Schwerpunkt der Ausbildung liegt auf dem Geländedienst, der auf dem Truppenübungsplatz stattfindet. Von hier kehren wir mittags in geschlossener Formation mit Gesang in die Kasernen zurück. Nachmittags ist Formalausstellung im Kasernenhof. Heute waren wir auf dem Schießplatz. Da fechte ich jedesmal mit den Feldwebeln ein „Preisschießen“ aus. Die Kerle schießen ausgezeichnet, aber auch ich bin ein sehr guter Schütze, und so ist es dann immer ein spannender Kampf.

Heute üben wir das Aufrollen eines Schützengrabens nach dem Einbruch, einige Nahkampftricks und Bajonettieren. Daneben beschäftigt sich eine Gruppe mit dem Studium eines veralteten Karabinermodells. Ich hatte gar nicht darauf geachtet, und ausgerechnet heute kommt der Kommandeur, sieht das Ding und schimpft wie ein Rohrspatz, dass dieser „alte Schinken“ noch vorgeführt wird. Nach dem Mittagessen im Kasino beraumt er gleich eine kurze Besprechung an und bringt die Sache mit der alten Donnerbüchse nochmal vor.

³²² Unklarer Reiseweg: Der *D 22* fuhr von Danzig (Abfahrt 22.15 Uhr) ohne Umsteigen über Stettin (Ankunft 4.58 Uhr) nach Berlin; auf der Strecke über *Dirschau* und *Kreuz* hätte man zweimal umsteigen müssen. Nach Cammin musste man jedoch stets umsteigen, und zwar in Wietstock.

³²³ Ankunft des *D 22* in Stettin: 4.58 Uhr; Abfahrt nach Cammin über Wietstock gem. *Kursbuch 1941/42* ebenfalls 4.58 Uhr (*Kursbuch 1943*: 5:06 Uhr) und dann erst wieder 11.12 Uhr.

In einer Ecke des Kasernenhofes ist eine Gruppe von Soldaten angetreten. Es sind Genesene, die nach ihrem Lazarettaufenthalt (und anschließendem Genesungsurlaub) nun wieder hierher zu ihrem Ersatztruppendeile zurückgekehrt sind und über kurz oder lang zu ihrer alten Truppe an die Front geschickt werden. Hier treffen sich also viele Bekannte. Landsberg und Meseritz sind die Standorte der Ersatztruppendeile unserer Berliner Division, so dass alle Verwundeten unserer Division nach ihrer Genesung hier durchgeschleust und wieder zu ihrem „alten Haufen“ geschickt werden.

Ich gehe also an der angetretenen Gruppe vorüber, als ich aus der Gruppe heraus angerufen werde: „Heil Hitler, Herr Leutnant!“ Ich drehe mich um und erkenne den Feldwebel, der damals bei Losowatka (Kriwoi Rog) bei dem Gegenstoß in wüstem Schneesturm durch einen doppelten Oberschenkeldurchschuss verwundet worden war. Ich begrüße ihn und verabrede ein Treffen nach dem Dienst. Als ich dann die Kaserne betreten will, erlebe ich eine zweite Überraschung. Ich stoße in der Tür fast mit einem Soldaten zusammen: Grenadier Schlodder. Meine erste Frage, ob er das EK II bekommen hat, für das ich ihn eingereicht hatte, bejaht er zu meiner Freude. Auch er ist als Genesender hier.

Inzwischen wird mir bestätigt, dass der Knochenbruch, den ich bei dem Gegenstoß bei Losowatka erlitten hatte, als Verwundung gilt. Das Schreiben Achim von Arnims hat den Tatbestand sicher bekräftigt. Dann ist das meine dritte Verwundung, für die das silberne **Verwundetenabzeichen** fällig ist. Auch Carola hat mich schon gedrängt, darüber mal mit dem Kommandeur zu sprechen. Ich gehe also zum Bataillonskommandeur, und der sagt sofort: „Selbstverständlich, Schrödter, einem so ordentlichen Soldaten wie Sie tue ich gern den Gefallen. Die Zeugenaussage von Leutnant von Arnim liegt ja vor. Also reichen Sie den Antrag ein.“ (Ich hatte in einem Brief an Leutnant von Arnim gebeten, er möge den Vorgang bestätigen, denn er hat meinen Gegenstoß damals von seinem Gefechtsstand aus genau verfolgt.)

Für die genesenden Offiziere des Ersatzbataillons ist außer dem normalen Dienst noch ein zusätzlicher Dienstplan erstellt, der Geländebesprechungen, Teilnahme an Gerichtsverhandlungen, Museumsbesuche u. ä. Veranstaltungen vorsieht, die alle den Zweck haben, den Offizieren das Rüstzeug für die erhöhten Anforderungen zu vermitteln, die ihr Dienst und ihr Stand an sie stellen. Nicht immer werden diese Veranstaltungen zweckentsprechend absolviert. Manche Geländebesprechungen sind nichts als ein Spaziergang im Stadtpark. Aber heute waren wir Zuhörer bei einer Gerichtsverhandlung. Vor den Schranken steht ein hübsches, hellblondes, rotwangiges Mädchen, eine Bauerntochter, die sich in der Scheune des väterlichen Hofes mit einem kanadischen Kriegsgefangenen auf Intimitäten eingelassen hat. Die Anzeige hatte ihr bisheriger Freund erstattet, ein Landser im Urlaub, der zufällig in die Scheune trat, als das Mädchen mit dem Kanadier im Stroh lag. Der Vater des Mädchens war von weit her gekommen, um seiner Tochter zu helfen. Die Verhandlung dauerte eine halbe Stunde. Das Urteil lautete sechs Monate Gefängnis. Ich finde es hart. Das Mädchen steht da und weint bitterlich. Der Vater ist ganz verstört. Ich habe das leise Gefühl, dass der Richter sich durch die Anwesenheit unserer Offiziersgruppe zu diesem harten Urteil verleiten ließ.

Ich bin im Bataillonsgeschäftszimmer, um dem Unteroffizier einige Angaben wegen meines Antrages für das Verwundetenabzeichen zu machen. Da kommt der Adjutant herein und legt schweigend meine Personalakte so auf den Tisch, dass ich hineinsehen kann. Obenauf liegt meine Beurteilung, die ich hastig überfliege. Nur einige Sätze bleiben mir im Gedächtnis haften: „... grundständiger Charakter ... zuverlässig und gewissenhaft ... Kompanieführer mit Kampferfahrung an der Ostfront.“ Dass Major Schellack für mich tut, was in seinen Kräften steht, merke ich schon seit längerer Zeit. Er schlägt mich für keinen Fronteinsatz mehr vor, sondern immer nur für rückwärtige Dienste. Jetzt hat er mich wieder als Ordonnanzoffizier beim AOK (*Armeeoberkommando*) Norwegen gemeldet.

Die Härteübung, zu deren Vorbereitung wir seinerzeit nach Zantoch gefahren waren, hat während meiner Abwesenheit in Kurland stattgefunden. Kürzlich sprach ich mit Major Schellack über den Verlauf dieser Übung. Er war mit einigen Offizieren nicht zufrieden und sagt abschließend: „Wissen Sie, Schrödter, mit diesen jungen Leutnants ist doch nichts anzufangen.“ Das kann ich ihm aus eigener Erfahrung bestätigen.

Heute hatten wir beim Mittagessen im Kasino zwei sonderbare Gäste. Es waren durchreisende Offiziere, die ihre Mahlzeit mit uns einnahmen. Sie hatten sich weder beim Kommandeur noch bei uns vorgestellt, sondern sich einfach mit uns an den Tisch gesetzt und ungeniert zu fressen begonnen. Der Kommandeur blickt wie gebannt zu den beiden hinüber, und allmählich folgten ihm auch unsere Blicke. Der Anblick war atemberaubend. Einer der Gäste hatte die Gabel in der Mitte gepackt, seine

Finger auf die Zinken gelegt und stocherte damit im Essen herum, dass es aussah, als ob er die Finger ins Essen tauchte. Beim Schälen der Pellkartoffeln umfasste seine Hand die Schneide, so dass nur eine Spitze herausguckte, während das lange Heft hinten aus seiner Faust herausragte. Die Blicke der ganzen Tischrunde waren auf dieses Unikum gerichtet, aber er merkte es nicht. Nach dem Essen sagte der Regimentskommandeur dann ganz laut: „Na, wenn der Prophet nicht zum Berge kommt, dann muss der Berg zum Propheten gehen!“ Mit diesen Worten ging er auf die beiden zu und stellte sich vor: „Gestatten – Oberstleutnant X, Regimentskommandeur.“ Worauf die beiden Fremden gelassen dankten und sich ungerührt entfernten. Für diese Sorte von Offizieren haben wir seit längerer Zeit einen Namen: Vomag. (Volksoffizier mit Arbeitergesicht), wobei sich der Spott nicht eigentlich gegen die Arbeiter richtet, sondern gegen Parteibonzen aus niederen sozialen Schichten, die ohne ausreichende Allgemeinbildung und militärische Kenntnisse nur wegen ihrer Verdienste um die Partei in das Offizierskorps hineingeschleust wurden.

Ende August 1944. Eine neue Hiobsbotschaft hat uns erreicht: **Rumänien hat uns verraten** und hinter dem Rücken der Deutschen die Sowjetunion um Frieden gebeten. Die Front in Rumänien ist zusammengebrochen. Die rumänischen Truppen kämpfen plötzlich gegen uns. Die deutschen Divisionen sind eingekesselt. Mühsam und unter schwierigsten Verhältnissen versuchen sie, sich nach Ungarn oder ins Reich durchzuschlagen. Unter den Eingeschlossenen befindet sich auch die 257. Infanterie-Division, meine alte Berliner Bärendivision. Was wir zunächst über die Vorgänge erfahren, stützt sich auf die lückenhaften Berichte einiger einzelner Rückkehrer oder auf Gerüchte. Von unserer Division sollen demnach nur eine kleine Trossereinheit mit etwa 120 Mann und einzelne kleine Gruppen herausgekommen sein. Insgesamt etwa 200 Mann. Und dabei war die Division kurz vorher auf volle Kriegsstärke aufgefüllt worden! Denn sie hatte bei den Rückzugskämpfen schwere Verluste erlitten.

Auch diesmal bin ich wieder einem bösen Schicksal nur dadurch entgangen, dass ich gerade wieder einmal verwundet war.

Außerdem bin ich froh, dass ich meine Dienstuhr nicht zurückgeschickt habe, die der Kammerunteroffizier meiner Kompanie zurückerbeten hatte. So habe ich diese wenigstens noch gerettet.

Dass es in Rumänien schon seit längerer Zeit kriselte, habe ich bereits bei meiner letzten Durchfahrt im Lazarettzug bemerkt. Auch ist bekannt, dass deutsche Dienststellen von rumänischen Offizieren über den bevorstehenden Verrat in Kenntnis gesetzt worden waren und diese Warnung in den Wind geschlagen haben.

Es kriselt überall. Die Front geht langsam, aber sicher zurück, bröckelt ab, bricht zusammen. Der Krieg ist nicht mehr zu gewinnen. Vielleicht hätten wir 1943 noch einen Frieden mit ehrenvollen oder wenigstens tragbaren Bedingungen schließen können. Danach war es zu spät. Seit 1943 ist der Krieg schon verloren. Ich weiß das seit dem Tag, als Goebbels in maßloser Verblendung sich zu einer Gotteslästerung hinreißen ließ, indem er während einer Rede ausrief: „Gelobt sei nicht Jesus Christus, sondern was hart macht!“³²⁴ Als ich davon hörte, hatte ich plötzlich ein unerklärbares Gefühl der Gewissheit, dass sich der Herrgott diese Beleidigung nicht gefallen lassen würde, auch wenn seine Mühlen langsam mahlen.

Es wird wieder ein **Marschbataillon** nach **Kurland** aufgestellt. Diesmal bin ich aber nicht dabei. Unter den Mannschaften sind viele umgeschulte Marinesoldaten. Die Einkleidung erfolgt in der Fahrzeughalle unserer Kaserne. Morgen früh soll das Marschbataillon ausrücken.

Und heute abend, kurz vor Dienstschluss, meldet sich plötzlich einer der Kompanieführer krank! Es ist ein junger, weicher Leutnant von der Nachrichtentruppe. In aller Eile sucht man einen Ersatz und findet ihn natürlich in Leutnant Schrödter. Alles Schimpfen und Toben und alle Verdächtigungen helfen nichts. Der „Kamerad“ ist eben krankgeschrieben. So etwas lässt sich „unter Freunden“ leicht bewerkstelligen. Nicht einmal bis in die hinteren Regionen der Front wagen sich diese Helden von den rückwärtigen Einheiten. Nicht einmal dann, wenn sie in drei Wochen schon wieder zurück sind. Ich weiß nicht, ob diese Salon-Offiziere so feige oder so verwöhnt sind. Wahrscheinlich sind sie beides. Aber der Arzt, auch so ein Etappenschwein, hat ihn krankgeschrieben, kurz vor Dienstschluss, und dann war er nicht mehr zu erreichen. Das war sauber eingefädelt, meine Herren „Kameraden“. Sie

³²⁴ 1939 (unter Berufung auf *Nietzsche*) und 1940 (in Münster i. W.) beendete Goebbels *Reden* mit den Worten: „Gelobt sei, was hart macht!“ Als gläubiger Christ, der den Gruß „Gelobt sei Jesus Christus“ wertschätzte, sah der Autor darin eine Abkehr von Gott, was zu obigem Fehlzitat führte.

waren jedenfalls wieder einmal die „Klügeren“. Und der brave, anständige, doofe Schrödter, der nicht simulieren will und kann, fährt zum zweiten Mal nach Kurland.

Wir sollen ja nun doch bald das neue Ärmelband bekommen. Es soll die bekannte Aufschrift tragen: Immer dieselben!³²⁵

Freitag früh 10 Uhr soll die Verladung beginnen. Da erhalte ich den zweiten Nackenschlag. Mit der Frühpost kommt ein Telegramm von Carola: „Ankomme Freitag mittag 12 Uhr Landsberg“. Genau um diese Zeit werden wir abfahren! Wenn Carolas Zug oben auf dem Personenbahnsteig einläuft, wird sich unten auf dem Güterbahnhof unser Transportzug in Bewegung setzen! So eine verdammte Schweinerei! Da hat dieser feige Lump mir was Schönes eingebrockt! Ich überlege schnell, was zu tun ist, da hallt durch die Kaserne schon das Kommando zum Fertigmachen.

Während die Kompanien verladen, erzähle ich dem Bataillonsführer, einem älteren Nachrichtenhauptmann, von meinem Pech. Der Alte macht mir gleich einen Vorschlag: „Bleiben Sie mit Ihrer Frau noch einen Tag hier. Kommen Sie morgen mit dem D-Zug nachgefahren. Bis Danzig und bevor wir eingeschifft sind, haben Sie uns eingeholt. Und wenn es nicht klappt – ich decke Sie!“ Aber irgendetwas hält mich ab, den Vorschlag anzunehmen. Es ist mir zu unsicher. Ich habe es mir anders überlegt. Das Bahnpersonal meint, wir würden wohl erst um 1 Uhr abfahren können. Da Carola aber schon um 12 Uhr ankommt, kann ich sie ja noch sprechen. Sie kann dann gleich mit demselben Zug weiterfahren und über *Küstrin*³²⁶–Stettin zurückkehren. Dazu braucht sie aber eine neue Fahrkarte. Ich renne also zum Fahrkartenschalter und schildere der Verkäuferin meine Not. Freundlicherweise gibt sie mir dann die Fahrkarten, denn eigentlich darf sie diese nur gegen Reisegenehmigung herausgeben, die ja Carola bei sich hat. Nun laufe ich zum Bahnsteig. Der Zug muss gleich einlaufen. 12 Uhr – 12.10 – 12.20 – kein Zug! Da knackt es im Lautsprecher und eine Stimme verkündet, dass der Zug voraussichtlich eine Stunde Verspätung haben wird. Verdammt und zugenäht! Ich springe die hohe Böschung zum Güterbahnhof hinunter und frage den Lokführer, wie lange sich unsere Abfahrt noch verzögern könnte. Natürlich hatte ich auch ihm bereits meine Geschichte erzählt, denn ich habe heute früh ja nichts anderes im Kopf. Der Lokführer ist ein älterer Mann mit viel Verständnis für meinen Kummer. Mit väterlicher Güte beruhigt er mich und sagt, dass er jetzt noch eine Bremsprobe machen müsse, und dann ging es los. Ich gebe ihm eine Packung Zigaretten und frage, ob man die Bremsprobe nicht etwas verlängern könnte. Glücklicherweise muss unser Zug denselben Bahnsteig passieren, auf dem auch Carolas Zug eintrifft. Daher verabreden wir, dass ich ruhig oben bleiben soll. Er würde dann ganz langsam am Bahnsteig vorüberfahren, so dass ich aufspringen kann. Nun klettere ich voller Hast wieder den steilen Hang zum Personenbahnhof hinauf und mache die Rotkreuzschwestern rebellisch, indem ich auch diesen meine Geschichte erzähle, ihnen die Fahrkarte gebe mit der Bitte, bei Ankunft des Zuges nach Carola zu rufen und sie mit der Karte gleich weiterzuschicken. Ich bleibe aber selbst auch noch oben und stehe wie auf Kohlen. Es geht auf 1 Uhr zu, ich blicke nervös in die Richtung, aus der Carolas Zug kommen muss, aber er kommt nicht. Dann wieder fliegt mein Blick hinunter zum Güterbahnhof. Herrgott, jetzt fährt der Transportzug an! Nein, er stoppt wieder. Ach so, die Bremsprobe! Ich bin nervöser als vor einem Sturmangriff. Da endlich kommt Carolas Zug. Er donnert in den Bahnhof, und das Getöse ist wie Musik in meinen Ohren. Ich laufe an dem vollbesetzten Zug entlang und entdecke Carola in dem Augenblick, als sie schon die Trittbretter heruntersteigen will. Ich winke ab und rufe ihr zu, im Zug zu bleiben. Sie sieht mich erstaunt und verständnislos an, kehrt aber zu ihrem Platz zurück und lässt das Fenster herunter. Ich erkläre ihr in kurzen Sätzen, dass ich im Begriff bin, nach Kurland zu fahren und deute auf den Transportzug unten auf dem Güterbahnhof. Sie müsse leider wieder umkehren. Carola blickt mich mit großen Augen voller Enttäuschung an, und als ich ihr die Fahrkarte gebe, fängt sie an zu weinen. Ich kann sie nur damit ein wenig trösten, dass ich ja in drei Wochen wieder zurück bin. Da tönt auch

³²⁵ vgl. Fußnote 242

³²⁶ im Original irrtümlich „Frankfurt/Oder“; Carola reiste entweder am Vortag von Cammin (ab 21.17)–Wietstock (an 21.45, ab 22.05)–Gollnow (an 22.58, ab 22.59)–Stettin (an 23.50, Übernachtung) oder, falls jemand sie mit einem Auto nach Gollnow hätte bringen können, von dort (ab 6.08 Uhr)–Stettin (an 7.02, ab 7.40)–Kreuz (an 9.41, D 16 ab 11.26)–Landsberg (an 12.15, ab 12.18)–Küstrin (an 12.56, ab 17.08)–Stettin (an 19.56, ab 20.25)–Gollnow (an 21.19, ab 21.31)–Wietstock (an 22.24, ab 22.39) nach Cammin (an 23.07). Frankfurt lag nicht an dieser Strecke. D 16 war in Kutno um 5.45 abgefahren; die lange Strecke kann durchaus zu einer einstündigen Verspätung in Landsberg führen.

schon der Warnruf des Stationsvorstehers: „Zurücktreten!“ Noch ein Kuss, dann trennt uns der anführende Zug.

Auf der Bank Carola gegenüber sitzt Leutnant Schröder. Ich hatte ihn meiner Frau schon vorgestellt, aber über dem Trennungsschmerz ist das überraschende Wiedersehen mit diesem sympathischen Kameraden aus den schweren Kampftagen auf der Försterei etwas zu kurz gekommen. Wir haben nur wenige Sätze miteinander gesprochen. Er trägt eine Handprothese. Nun hat Carola wenigstens etwas Unterhaltung und Ablenkung.

Kaum hat der Zug den Bahnhof verlassen, da prustet auch schon auf der anderen Seite des Bahnsteigs mein Transportzug hinein. Im Schnecken tempo rollt er am Bahnsteig vorbei. Der Lokführer hat sich weit aus seiner Maschine gebeugt und blickt nach rückwärts am Zug entlang. Ich springe auf und winke ihm dann aus meinem Fenster zu. Er sieht mich aber nicht. Erst als ich meine Mütze zu Hilfe nehme und rufe, geht ein Lächeln über sein Gesicht. Er verschwindet im Lokstand, und bald darauf erhöht der Zug seine Geschwindigkeit.

Ich erwache. Der Zug steht. Draußen ist dunkle Nacht. Ein leichter Sprühregen fällt. Ich steige aus, um mich zu orientieren. Nach einigen Streifzügen über die Gleisanlagen stelle ich fest, dass wir schon in Neufahrwasser sind.

Wir sind an Bord. Ich habe in aller Eile noch einen Brief geschrieben und werfe ihn, mit einem Stück Holz beschwert, auf den Kai hinüber, während das Schiff bereits ablegt. Ein älterer Mann hebt ihn auf. Nun fahre, ich schon zum dritten Mal innerhalb weniger Wochen auf dieser Route. Im Morgengrauen kommen wir vor **Libau** an, laufen in den Hafen ein und gehen vor Anker. Nach einstündiger Liegezeit werden die Anker plötzlich wieder gelichtet, das Schiff dreht und geht wieder in See mit Kurs nach Norden.

Wir liegen im Hafen von **Windau**. Das Schiff hat am Kai festgemacht. Im Gänsemarsch kommen die Männer das Fallreep herunter. Auf dem Kai ordnen sich die Kompanien. In langen Reihen, sauber ausgerichtet, liegt das Gepäck. Die Landser stehen in Gruppen daneben. Unermüdlich schwenkt der Ladebaum hin und her, senkt ratternd das dicke Seil mit dem starken Haken in den Schiffsbauch und hebt ein gewaltiges Netz voller Geräte wieder herauf. Während des Ausladens hat der Bataillonsführer den Hafekommandanten aufgesucht, um weitere Order einzuholen. Bald darauf setzt sich das Bataillon in Marsch. Wir ziehen erst durch eine krumme, schlecht gepflasterte Straße, die von niedrigen Holzhäuschen flankiert ist. Dann überqueren wir den viereckigen Marktplatz, der von einstöckigen Steinhäusern umrahmt ist. Er bietet dasselbe Bild wie alle ostdeutschen Kolonialstädte. Dann schwenken wir nach Osten ab und haben das kleine, freundliche Städtchen bald verlassen. Nach einer halben Stunde erreichen wir einen kleinen Bahnhof, an dem wir Halt machen und auf den Zug warten. Auf den Gleisanlagen rangiert eine kleine Schmalspurlokomotive mit ebenso kleinen Wägelchen. Schließlich hat sie einen ganzen Zug zusammengeschoben und kommt schnaufend auf das Abfahrgleis gerappelt. Das ist also unser Transportzug! Wir steigen auf die Plattenwägelchen, und bald dampft **diese Liliputbahn** qualmend davon. Sie qualmt gewaltig. Der Heizer stopft Unmengen von armlangen Baumstämmchen in das Feuerloch. Die Lok wird nur mit Holz geheizt, denn das ist in Fülle vorhanden. Der Schornstein stößt gewaltige Rauchwolken aus, die uns zeitweilig völlig einnebeln. Die Landser haben sich daher ihre Zeltbahnen über die Köpfe gezogen. So zuckeln wir durch ausgedehnte, meist niedrige und oft versumpfte Waldgebiete. Am Spätnachmittag haben wir unser Ziel erreicht. Der Ort heißt **Dondangen**. Vom Bahnhof aus sind nicht viele Häuser zu sehen, denn sie liegen weit verstreut in kleinen Gruppen. Hier liegt die Feldersatzdivision³²⁷, der wir das Bataillon übergeben. Das geht sehr schnell. Inzwischen ist es dunkel geworden, und das Rahmenpersonal des Marschbataillons wird in einem Bauernhaus untergebracht.

Wir haben recht gut geschlafen und gefrühstückt. Der Bataillonsführer ist zum Kommandeur des Feldersatzregiments³²⁸ gegangen, um unsere Rückkehr vorzubereiten. Er kommt unverrichteter Dinge zurück. Man will uns hierbehalten! Das ist der dritte Nackenschlag, den mir dieser feige Lump in Landsberg eingebrockt hat! Der Regimentskommandeur beruft sich auf einen Befehl des OB Schörner, demzufolge kein Soldat ohne besondere Erlaubnis die Festung Kurland verlassen darf. Also ist Schörner jetzt OB in Kurland. Der verfolgt mich auch überall, aber die Front wird jedenfalls stehen!

³²⁷ (Feldausbildungs-) Division Nord

³²⁸ Grenadier- (Feldausbildungs-) Regiment 639 oder 640

Dass man uns hier festhalten will, passt uns gar nicht. Manche von uns haben schon ihren Abstellungsbefehl für einen anderen Truppenteil. Die meisten wollen wieder zu ihrer alten Einheit, bei der sie schon jahrelang stehen. Und ich koche vor Wut über die Situation, in die ich da hineinmanövriert wurde und über Schörners eigenmächtige Handlungsweise. Wir dringen in unseren Bataillonsführer, gegen diese Zwangsrekrutierung zu protestieren. Er tut es auch – wenn man seinen Worten glauben kann – aber erfolglos. Am ersten Tag hatten wir noch beim Regimentskommandeur zu Mittag gegessen. Jetzt wird uns das Essen in unser Quartier herüberschickt. Als wir den Bataillonsführer nochmals zu einem Vorstoß beim Regiment überreden wollten, lehnt er schroff ab mit der Begründung, er habe sich durch seine mehrfachen Vorstellungen schon den Mund verbrannt. Kurze Zeit später erzählt er beim Kartenspielen, man würde ihm im Falle seines Hierbleibens mit der Führung eines (rückwärtigen) Nachrichtenbataillons betrauen. Nun ist klar, dass er an unserer Rückkehr nicht mehr so brennend interessiert ist. Außerdem war durchgesickert, dass die Division vor allem an uns Kompanieführern interessiert ist, da ein großer Mangel an Offizieren herrscht. Damit hatten auch unsere Unteroffiziere und Mannschaften wieder Hoffnung geschöpft und verstummten allmählich mit ihrer Forderung nach Rückkehr. So blieben nur wir vier Kompanieführer übrig, und wir beschlossen, die Sache in eigene Hände zu nehmen. Ich ging also auf eigene Faust mit einem Kompanieführer zu der maßgebenden Dienststelle und erbat einfach unsere Rückfahrtscheine. Der diensttuende Hauptmann vertröstete uns wieder mit dem Hinweis, dass man die Antwort der Heeresgruppe abwarten müsse, der unser Fall unterbreitet worden sei. Wir versprachen ihm, sehr bald wiederzukommen und gingen hinaus. Tag um Tag verstreicht. Ich mache häufig kleine Spaziergänge, wandere ganz allein durch Busch und Feld und versuche, mich in die neue Lage hineinzufinden. Denn viel Hoffnung auf die Rückkehr nach Landsberg habe ich nun auch nicht mehr. Und diese Rückkehr in drei Wochen war der einzige Trost, den ich meiner betübten Frau beim Abschied geben konnte. Auch ich bin bedrückt, weil ich mich nicht so schnell in die neue Lage schicken konnte, zumal sie unter so unerfreulichen Umständen zustande kam. Dieser unerwartete Zwang, plötzlich hierbleiben zu müssen, hat mich etwas aus dem Gleichgewicht gebracht. Wenn ich von Carola in dem Bewusstsein Abschied genommen hätte, dass ich nun nach Kurland gehe und dort bleibe, wäre es zwar auch ein schmerzlicher Abschied gewesen, aber man war seelisch darauf eingestimmt. So aber war es beinahe wie ein Schock, verschärft durch den Ärger, dass ich durch die Intrige eines Drückebergers hier hineingeraten war. Jetzt sitzen wir hier schon drei Wochen. Und Carola wartet zuhause auf meine Rückkehr.

Mitte Oktober 1944. Heute habe ich den Divisionspfarrer besucht. Wir haben uns lange unterhalten. Er schildert mir, wie die Russen bei **Memel**³²⁹ mit einem starken Keil bis an die Ostsee durchgestoßen sind und damit Kurland von Ostpreußen bzw. dem Reichsgebiet **abgeschnitten** haben. Der Versuch, diese Klammer wieder aufzubrechen, ist gescheitert. Kurland ist nur noch über die Ostsee zu erreichen. Es wurde zur Festung erklärt. Die Stimmung bei der Truppe ist seit der Abschnürung etwas gesunken, aber sie ist nicht schlecht. Die Landser sind keineswegs mutlos, aber im Grunde ihres Herzens rechnen sie wohl schon ein wenig mit der Gefangenschaft. Kürzlich ging ich an einem Bauernhof vorbei, auf dem gerade zwei Landser Heu abluden. Da hörte ich den einen zu seinem Kameraden sagen: „Wir sehen die Heimat nicht wieder.“ Er sagte es sehr laut, vielleicht in der Hoffnung, dass ich die Bemerkung aufgreifen und ihm etwas Neues über die Lage sagen würde, denn als Offizier wüsste ich ja sicher mehr als die Landser. Die Äußerungen eines Offiziers hatten immer noch Gewicht. Aber ich wusste ja selbst nichts. So ähnlich wie der Landser denkt auch der Geistliche. In aller Ruhe schließt er seinen Bericht: „... und wenn es uns nicht gelingt, dann tippeln wir eben in die Gefangenschaft!“ Aber da ist keine Angst oder Fatalismus, sondern gesunder Realismus mit einem Schuss Galgenhumor. Dass man noch nicht das Gefühl hatte, in einer Mausefalle zu sitzen, lag nur daran, dass die Verbindung über die Ostsee noch offen, wenn auch gefährdet war.

Soeben marschiert eine Abteilung schwerer Artillerie vorbei. Wir wechseln einige Worte mit einem Feldwebel. Er ist Berliner und sagt, dass sie von der Halbinsel **Sworbe** kommen. Sworbe ist der südlichste Zipfel der Insel **Ösel** und das einzige Stück Boden, das wir dort noch halten. Der Russe greift mit erbitterter Wut an. Unsere Front geht Schritt für Schritt langsam zurück, damit das Übersetzen der Truppen aufs Festland geordnet erfolgen kann. Dabei ist der **schwere Kreuzer „Prinz Eugen“** mit seinen großkalibrigen Geschützen für unsere Truppen eine unschätzbare Hilfe. Das Tempo

³²⁹ am 9.10. in Höhe des kleinen Hafens **Polangen** an der Grenze des **Memellandes** (9.10. gem. **Wikipedia**, 10.10. gem. **Key dates in Palanga history**, *Mitte Oktober gem. Haupt, Kurland S. 18*)

des Rückzuges bestimmen wir. Die Front hält zusammen, aber die Verluste auf beiden Seiten sind enorm.

Die Tage sind furchtbar langweilig. Ich gehe viel spazieren, meist allein, zuweilen mit Kameraden. Wir schlendern durch das Dorf, besuchen einen Flak-Divisionsstab³³⁰, beobachten einen Fesselballon, der wie eine pralle Wurst am blauen Himmel steht und die Nordküste überwacht. Unser Bataillonsführer spielt den ganzen Tag Karten. Manchmal waren die Tage so langweilig, dass sogar ich zuweilen versucht habe, das Kartenspielen zu erlernen.

Heute habe ich in der Schreibstube einen langen Brief an Carola geschrieben, in dem ich ihr mitteilte, dass wir wohl endgültig hier festgehalten würden. Die Unteroffiziere und Mannschaften unseres Marschbataillons sind nämlich heute abgereist. Sie kehren ins Reich zurück. Wir Offiziere dagegen sind „zur vorläufigen Dienstleistung“ auf die Bataillone des Feldersatzregiments verteilt worden.

Ich habe ein Einzelzimmer in einem einstöckigen Steinhaus bezogen. Es ist ein sehr hoher Raum mit einem riesenhaften, etwa zweieinhalb Meter hohen eisernen Ofen, wie sie hierzulande üblich sind. Er ist so in die Wand gebaut, dass er mit je einer Hälfte in zwei Räumen steht und somit beide heizt. Die Feuerung erfolgt vom Flur aus. Im Nebenzimmer wohnt ein Oberleutnant, der trotz seiner 42 Jahre noch Kompanieführer ist. Offiziere sind Mangelware. Die übrigen Kameraden sind meist jüngere Offiziere in meinem Alter. Es sind durchweg lebenswürdige und sympathische Kameraden, bei denen es mir wohl gefällt.

Sonntag. Vor dem Gottesdienst ist Beichtgelegenheit. Da es sich um eine evangelische Kirche handelt, ist kein Beichtstuhl vorhanden. Daher sitzt der Geistliche hinter dem Altar. Wie ich um die Altarecke herumgehe, stutze ich doch für den Bruchteil einer Sekunde. Da sitzt ein Gefreiter in Wehrmatsuniform, die Stola um den Hals. Also kniet der Herr Leutnant vor dem Gefreiten nieder und beichtet. So wenig gelten Rang und Schulterstücke vor dem HERRN!

Hauptamtliche Geistliche gibt es nur von der Division aufwärts. Die übrigen Geistlichen tun meist bei den Truppenteilen als Sanitäter Dienst. Welch ein Segen ging von diesen geistlichen Sanitätsdienstgraden auf den Verbandsplätzen und in den Lazaretten aus! Wie viel Trost haben sie den Verwundeten gespendet, und wie viel Seelen der Sterbenden haben sie in den Himmel gerettet! Ich denke mit Sorge an die Versuche, die Geistlichen hier durch andere Kräfte zu ersetzen. Im Ersten Weltkrieg waren nicht zuletzt die Lazarette die Brutstätten der Revolution, denn die durch die Verwundung auch seelisch labilen Soldaten waren leicht zu manipulieren. Und wenn das Pflegepersonal der Lazarette erst aus Pazifisten und Kriegsdienstverweigerern besteht, dann wird von hier aus – wie im ersten Weltkrieg – die Aufweichung des Widerstandswillens und der Kampfmentalität vorstatten gehen.

Ich bin auch schon von der fixen Idee der vermutlichen Aussichtslosigkeit der Lage hier oben angesteckt, denn ich ertappe mich bei einem Stoßgebet zur Gottesmutter: „Komm zu uns, den Ärmsten der Armen in den Schützengräben der umzingelten Festung Kurland!“

Nach dem Gottesdienst lädt mich der Kompanieführer zum Frühstück ein. Außer mir sind noch zwei junge Offiziere anwesend. Es gibt einen ganzen Berg belegter Brötchen. Es war ein schöner, harmonischer Sonntagvormittag. Heute abend ist Kasinoabend. Das Regiment ist nämlich kurz vor unserer Ankunft in Dondangen aus dem Einsatz zurückgekommen, und deshalb ist alles in gehobener Stimmung.

Heute ist Schießdienst. Die Schießübungen werden auf einer Wiese abgehalten. Auf dem Weg dorthin und zurück beschäftige ich mich mit einigen Angelegenheiten, die ich Carola noch mitteilen will, falls ich noch einmal zurückkehre. Denn heute kam vom Bataillon das Gerücht, dass wir fünf Offiziere doch noch nach Landsberg zurückgeschickt werden, vielleicht sogar in allernächster Zeit. Zwar weiß jeder, was von solchen Parolen zu halten ist, aber die nie ersterbende Hoffnung lebt sofort wieder auf.

Es ist doch wahr geworden: Wir sollen morgen nach Deutschland zurück! Ich laufe gleich zu dem Bataillonszahlmeister, um ihm eine Flasche „Kakao mit Nuss“ abzuhandeln. Diesen Likör habe ich auf dem Kasinoabend kennengelernt und fand ihn sehr wohlschmeckend. Aber der Zahlmeister gibt mir nur eine Flasche Korn. Später habe ich mich über meine Harmlosigkeit gewundert. Ich fand es unanständig, diesen armen Schluckern hier oben in Kurland ihre schönsten Marketenderwaren zu entziehen, nachdem ich schon das Glück hatte, aus dieser Falle herauszukommen.

³³⁰ *möglicherweise 6. Flak-Division*

Wir stehen mit unserem Gepäck vor dem Haus der Feldpost. Von hier aus geht der Omnibus ab, der uns nach Windau bringen soll. Außer uns fünf Offizieren sind noch einige Unteroffiziere und Mannschaften bei uns, die man ebenfalls noch zurückgehalten hatte.

Wir liegen in der Wehrmachtsunterkunft in Windau. Hier hatten wir zunächst einmal alle zusammen ein großes Zimmer mit Holzpritschen bezogen und dann Kundschafter zum Hafen geschickt, die sich nach einer Einschiffungsmöglichkeit nach Danzig umsehen sollten. Ich habe mich inzwischen über meine Marschverpflegung hergemacht und liege nun satt und zufrieden auf meiner Pritsche. Ein Soldat braucht nicht viel, um glücklich zu sein. Unsere Abgesandten kommen von der Hafenkommantantur zurück und melden, dass in den nächsten drei bis vier Tagen kein Schiff nach Deutschland ausliefere. Die Mannschaften sind damit zufrieden. Sie erklärten, dass sie viel Zeit hätten und ruhig solange warten wollten, bis das nächste Schiff ausliefere. Ich aber will so schnell wie möglich zurück, um noch einige Tage zu Carola fahren zu können. Ich erhebe mich also von der Pritsche, um selbst einmal im Hafen Umschau zu halten. Ein Offizierskamerad schließt sich an. Wir gehen nicht zur Kommandantur, sondern gleich in den Kriegshafen. Hier liegt ein **Vorpostenboot**, von dem uns gesagt wurde, dass es nach Danzig ausliefere. Ich gehe an Bord und frage den Ersten Offizier, ob er uns mitnehmen könne. Er bedauert sehr und lehnt mit der Begründung ab, dass sie keine Fahrgäste mitnehmen dürften. Ich hatte das Schiff kaum verlassen und stehe mit dem Kameraden noch unschlüssig auf dem Kai neben dem Boot, als eine elegante Dame im Pelz mit einem Reisekoffer erschien und an Bord ging, gefolgt von ihrem Mann und zwei Kinder. Der Erste Offizier begrüßt sie mit höflicher Verbeugung und war so um sie bemüht, dass er unsere wütenden Blicke gar nicht bemerkte.

Nun wollen wir es noch bei den Schnellbooten versuchen, von denen einige im Hafen liegen. Wir steuern also auf das S-Boot-Mutterschiff zu, und während mein Begleiter unten auf dem Kai stehen bleibt, steige ich das schwankende Fallreep empor. Kaum habe ich meinen Fuß auf die erste Stufe gesetzt, ertönt an Deck die Signalpfeife. Der Bootsmaat der Wache trillert noch sein Signal, als schon ein Läufer an die Treppe springt, um mich zu empfangen. Im ersten Augenblick war ich überrascht, aber dann erinnerte ich mich an Köhlers Flottenkalender, in dessen Geschichten auch immer gepfiffen wurde, wenn ein Offizier an Deck kam. Ich lasse mich beim Flottillenchef melden und trage ihm meinen Wunsch vor. Ich habe Glück. Er sagt sofort zu. „Heute abend laufen drei Boote aus. Sie sind havariert und müssen nach **Gotenhafen** ins Dock. Melden Sie sich bei den Bootskommandanten. Die nehmen Sie bestimmt mit.“ Gesagt, getan. Wir klettern auf das erste der drei Schnellboote, die nebeneinander festgemacht haben. Der Kommandant ist ein junger Leutnant. Er ist sofort einverstanden. Nun laufen wir schleunigst zur Unterkunft zurück, um unser Gepäck zu holen. Ein weiterer Kamerad schließt sich an, und wir gehen zu dritt an Bord des Schnellbootes.

Bei Einbruch der Dunkelheit legen die Boote ab. Mit langsamer Fahrt laufen sie in Kiellinie aus dem Hafen, drehen dann scharf nach Süden und brausen plötzlich mit Volldampf davon. Es ist 10 Uhr abends. Finsternis liegt über dem Meer. Die Küste versinkt schnell vor unseren Blicken im nachtdunklen Horizont. Mit hoher Fahrt jagen die Boote durch die See. Sie fahren in Kiellinie. Ich stehe auf dem Achterdeck des Führungsbootes und blicke achteraus. Die folgenden Boote sind nur schemenhaft zu erkennen. Ich habe mich auf dem Heck zwischen eine Seiltrommel und die Skylights gedrückt, um nicht vom Deck abzurutschen. Denn das Boot hat durch die hohe Fahrt seinen Bug hoch in die Luft gehoben, während das Heck sich tief ins Wasser drückt. Die rasenden Schrauben zerwühlen die See, dass die wirbelnde Heckwelle sich bis in Augenhöhe aufbäumt und einen breiten, quirlenden Schaumstreifen zurücklässt, der sich mit seinem hellen Weiß deutlich von der schwarzen See abhebt. Der Bootsrumpf vibriert unter der Wucht der arbeitenden Maschinen. Ein dumpfes Brummen läuft durch den Schiffskörper, der zischend und rauschend die schwarze See durchpflügt, dass der Gischt und der Sprühregen der Brecher zischend über Deck fegen. Alle diese Geräusche, die brummenden Motoren, das rauschende und zischende, gurgelnde und klatschende Wasser, der fauchende Fahrtwind und das schwingende Stampfen des Bootes vereinigen sich mit der Erinnerung an meine Seefahrtzeit³³¹ und der Freude über meine überraschende Heimkehr zu einem einzigen, jubelnden Glücksgefühl. Der Jubel würgt mir in der Kehle, als ich das Boot durch das Wasser schießen sehe und an die Überraschung denke, die ich Carola mit meiner unverhofften Rückkehr bereiten werde. Das Boot fliegt förmlich. Es geht heimwärts!

³³¹ s. Fußnote 174

Mir wird kalt, und ich verhole mich vorsichtig längs Deck zum Vorschiff. Dabei blicke ich über die Reling. Quirlender Schaum schießt seitlich am Boot vorbei. Wir haben eine rasende Fahrt.

Ich steige in die hellerleuchtete Kajüte des Kommandanten hinunter. Ein winziger Raum, der vier sitzenden Menschen gerade Platz bietet. Der Kommandant sitzt auch bei uns und gibt über die vielen neugierigen Fragen Auskunft. Die Boote sind alle drei beschädigt. Das vorderste hat einen Schraubendefekt und muss vorsichtig fahren. Deshalb fährt es an der Spitze. Wir müssen uns nach seiner Geschwindigkeit richten und können daher nicht mit voller Kraft laufen. Mir verschlägt es die Sprache. Das war noch keine Höchstgeschwindigkeit! Unser Boot hatte einen Bombentreffer erhalten, der das Vorschiff und den Kommandostand beschädigt hatte. Die vordere Wand war etwas aufgerissen, und von Zeit zu Zeit überschütteten uns Brecher und Bugwellen mit einem Schauer von Sprühregen. Zwar war das Loch notdürftig abgedichtet, aber der Schutz war gering. Immer wieder spritzten die kalten Duschen bis in unsere Kajüte. Der Kommandant war an Deck gegangen, und wir hatten uns auf den Bänken ausgestreckt, um ein wenig zu schlafen. Aber daraus wurde nichts. Es war zu eng und zu nass. Von Deck aus liefen kleine Rinnsale in die Kajüte hinunter. Auf dem Boden bildeten sich schon Wasserlachen, so dass wir unser Gepäck auf die Sitzbänke stellen mussten. Eine Zeitlang halte ich es noch aus, dann schlängle ich mich aus meiner Ecke heraus und steige an Deck. Querab blinken zahlreiche Lichter über das dunkle Wasser herüber: Libau! Ich stelle mich fröstelnd in den Seitengang neben der Kajüte. Er ist verdeckt und bietet etwas Schutz gegen die ständigen Spritzer. Mein Mantel ist schon ganz feucht. Ich friere. Schließlich steige ich in die kleine Kommandobrücke und stelle mich neben den Rudergänger. Wieder sind einige Stunden verstrichen. Voraus ist die Sonne aufgegangen und wirft ihre Strahlen über das kabbelige Wasser. Wir gucken direkt in das Licht. Das ist ein Glitzern und Gleißeln, dass man die Augen schließen muss. Voraus taucht Pillau auf. Wir verlangsamen die Fahrt und tasten uns an der Küste entlang. Bald werden wir am Ziel sein. Gegen 11 Uhr laufen wir in **Gotenhafen** ein und machen im Kriegshafen am Pier fest. Rund zwölf Stunden haben wir für die Strecke gebraucht. Mit herzlichem Dank verabschieden wir uns von dem jungen Seeoffizier und gehen von Bord.

Gotenhafen – das frühere Gdingen – liegt am Westufer der Danziger Bucht. Ursprünglich ein kleines Fischerdorf, haben die Polen es als polnischen Konkurrenzhafen zu Danzig zu einer beachtlichen Stadt ausgebaut. Mein Weg führt über Asphaltstraßen an vielstöckigen, modernen Hochhäusern vorbei zum Wehrmachtsheim, wo ich mir ein Zimmer anweisen lasse, um bis zur Abfahrt des Zuges zu schlafen. Wir waren ja die ganze Nacht durchgefahren, und ich war müde. Dennoch finde ich keinen Schlaf. Zu viele Gedanken wirbeln mir im Kopf herum: Das Erlebnis der Überfahrt, die Heimkehrfreude, die Überraschung für Carola und die Planung der Rückkehr nach Landsberg. Da die Mannschaften und Unteroffiziere erst in einigen Tagen zurückkommen, haben wir drei bis vier Tage Vorsprung. Wir drei Schnellbootfahrer hatten daher verabredet, dass wir alle uns in vier Tagen in Landsberg wieder einfänden wollten.

Der Zug rattert an der Ostseeküste entlang westwärts. Er ist brechend voll. Nun läuft er im Camminer Bahnhof ein. Ich brauche nur einen Bogen um das Bahnhofsgebäude zu machen, die Gleise zu überschreiten und bin dann nach hundert Metern vor unserem Haus. Ich gehe an Mittags Gärtnergebäuden vorbei, und schleiche mich durch den Hintereingang in die Wohnung. Wie ich gerade meinen Rucksack von den Schultern gleiten lasse, öffnet sich die Wohnzimmertür, und der kleine Peter³³² kommt weinend in die Diele geschlurft. Infolge seines eigenen Schmerzes erschüttert ihn mein Erscheinen überhaupt nicht. Ich beruhige ihn schnell, ziehe meinen Mantel aus und trete in das Wohnzimmer. Meine Schwiegermutter und meine Schwägerin Anni sitzen strickend beisammen. Einige Kinder spielen auf der Erde. Muttchen sieht mich zuerst. Ihr erstauntes „Aah!“ macht Anni aufmerksam. Ich lege den Finger auf den Mund, gebe beiden flüchtig die Hand und trete durch die offene Flügeltür ins Herrenzimmer. Carola sitzt mit dem Rücken zu mir am Tisch und tippt gerade einen Brief an mich in die Maschine. Sie hat aber die Bewegung im Nebenzimmer bemerkt und dreht sich in demselben Augenblick um, als ich neben sie trete. Ich bin etwas verlegen, weil wir Zuschauer haben. Beide Arme in die Hüfte gestützt, sage ich nur: „Ja, da staunst Du, was!?“ Carola hat sich in ihrem Sessel halb umgedreht und blickt wortlos mit großen, lachenden Augen zu mir auf. Da habe ich gesehen, wie Augensterne strahlen können. Diese schönen, wasserhellen, glückstrahlenden Augen! Carola erhebt sich, wir begrüßen uns etwas unbeholfen und verlassen dann wie auf ein geheimes Kommando das Zimmer. Draußen in der Diele fällt sie mir um den Hals und weint vor Freude. Später

³³² Spitzname von Carolas jüngerem Sohn Georg

frage ich sie: „Wie lange soll ich bleiben? Zwei Tage?“ Sie nickt begeistert mit dem Kopf. „Oder drei Tage?“ Sie klatscht in die Hände. „Oder vier Tage?“ Da hüpfte sie vor Freude. Vier Tage Glück!

Als ich vier Tage später in Landsberg eintreffe, sind auch die anderen Kameraden wieder da. Aber die Mannschaften waren schon einen Tag vorher angekommen! Sie waren einige Tage nach unserer Abfahrt aus Windau planmäßig mit einem Konvoi von Truppentransportern nachgekommen. Der Konvoi war von sowjetischen Bombern angegriffen worden. Dabei hatte das Schiff, auf dem sich unsere Leute und 500 Verwundete befanden, einen Bombentreffer erhalten. Das Ergebnis waren 30 Tote und Verwundete. Außerdem entstand ein Brand. Die anderen Schiffe boten ihre Hilfe an, aber der Kapitän hoffte, mit dem kleinen Brand allein fertig zu werden. Die Brandbekämpfung ging jedoch nicht recht voran. Das Feuer fraß sich weiter, und plötzlich war das Mitteldeck von allen Verbindungen mit dem Hauptdeck abgeschnitten. Die Niedergänge brannten. Das Mitteldeck lag voller Verwundeter, unter denen eine Panik ausbrach. Diejenigen, die sich noch bewegen konnten, versuchten, an Deck zu gelangen. Es entbrannte ein verzweifelter Kampf um die Aufgänge, die schon in Flammen standen. Inzwischen hatte das Feuer fast das ganze Schiff ergriffen. Einige Verwundete waren durch die Bullaugen gekrochen und hatten sich ins Wasser fallen lassen. Die nun doch herbeigeeilten anderen Schiffe fischten die Männer aus dem Wasser. Dabei geriet ein im Wasser treibender Verwundeter zwischen die Bordwände der längsseits gegangenen Schiffe und wurde zerquetscht. Ein anderer, dessen Oberkörper im Gipsverband lag, hatte sich bei dem Versuch, durch ein Bullauge zu kriechen, völlig festgeklemmt, während die Flammen schon über seinem Kopf aus dem Bullauge schlugen. Im ganzen sind 400 Verwundete umgekommen. Von unseren Leuten ist nur ein Feldweibel durch den Bombentreffer getötet worden. Alle anderen sind heil zurück gekommen, wenn auch ohne Mütze und Koppel. Ihr Gepäck ist verbrannt. Eine lettische Rotkreuzschwester ist wegen ihres todesmutigen Einsatzes bei der Bergung der Verwundeten öffentlich belobigt worden.

Im Trubel dieser Ereignisse ist gar nicht bemerkt worden, dass wir einen Tag später angekommen sind.

3.11.1944. Major Schellack überreicht mir die Verleihungsurkunde für das **Verwundetenabzeichen in Silber**.³³³

Carola ist wieder hier. Sie hat dasselbe Zimmer bekommen, in dem sie schon im August gewohnt hat. Wie immer, gehe ich sofort nach dem Dienst zu ihr. Wir spazieren dann noch durch die Stadt. Ich übernachtete bei ihr, frühstücke dann morgens im Gastzimmer des Hotels, und dann gehe ich zum Dienst. Die Nachmittage benutzen wir zu Kaffeehausbesuchen, und manchmal gehen wir zum Abendessen in ein Restaurant. Vorgestern waren wir zur Abendandacht. Gestern haben wir in einer Buchhandlung ein großes Muttergottesbild gekauft, das ich meinem Vater zum Geburtstag schenken will. Heute früh waren wir zum Gottesdienst.

Heute nachmittag gehe ich mit Carola spazieren. Auf der anderen Straßenseite steht ein Unteroffizier, der sich mit ein paar Soldaten unterhält. Wir grüßen uns fast gleichzeitig. Aber während ich ordentlich und vorschriftsmäßig grüße, tippt der Unteroffizier mit krummen Fingern nur kurz an seine Mütze. Das ist mir doch zu dumm. Ich gehe hinüber und stelle ihn zur Rede. Er bleibt lässig auf einem Bein stehen und gibt noch dreiste Antworten. Er ist aus dem Lazarett, fühlt sich wohl als alter Frontkämpfer und mich für einen Etappenhengst. Das würde ich ihm nicht einmal so übel nehmen, aber sein Verhalten war allzu provozierend. Sind sie das erste Anzeichen nachlassender Manneszucht? Oder ein Einzelfall? Ich nehme ihm jedenfalls sein Soldbuch ab und lasse ihn am Freitag in meiner Kaserne antanzen. Da haben wir allwöchentlich eine Übungsstunde für Soldaten eingerichtet, die sich im Lauf der Woche durch Disziplinlosigkeit hervorgetan haben. Ob diese Exerzierstunde das richtige Umerziehungsmittel ist, sei dahingestellt, aber zur Zeit gibt es keine andere. Im vergangenen Jahr war diese Einrichtung noch nicht nötig.

Nun haben auch meine Eltern ihren Besuch angesagt. Ich laufe die Hotels ab, um ein Zimmer zu bekommen. Es ist schwierig. Schließlich muss ich doch zum Elstehotel am Bahnhof, wohin wir eigentlich nicht mehr gehen wollten. Hier bekomme ich noch ein Zimmer. Höchste Zeit, die Eltern werden gleich eintreffen. Ich verlasse das Hotel in großer Eile und will in Richtung Kaserne abbiegen. Da werde ich angerufen. Ich blicke auf und stehe vor meinen Eltern, direkt vor dem Hoteleingang. Ich wäre in der Eile vorbeigelaufen, wenn Papa mich nicht erkannt hätte. Sie hatten einen Spazierstock

³³³ Die Unterschrift im Soldbuch (S. 22) liest sich wie „Wehner“. Ob die Erinnerung an den Namen wohl nur an dieser Unterschrift hing?

durch die Koffergriffe geschoben und den Koffer zu zweit getragen. Ich führe sie nun gleich zu ihrem Zimmer hinauf. Dort unterhalten wir uns noch über den Verlauf der Reise, und dann muss ich in die Kaserne zurück.

8 Uhr morgens. Ich betrete das Gastzimmer des Hotels. Mama sitzt schon da. Bald kommen auch Carola und Papa. Wir frühstücken gemeinsam. Abends nach Dienstschluss habe ich die Eltern und Carola in die Kaserne bestellt. Sie sollen sich einmal das Zimmer ansehen, in dem ich schon so lange wohne. Sie sollten schon um 5 Uhr hier sein. Es ist bereits 5.15 Uhr. In freudiger Ungeduld stehe ich am Fenster und blicke über den Kasernenhof. Mir gegenüber auf der anderen Seite des Hofes ist die Wache für den hinteren Eingang. Dort drüben sehe ich sie jetzt auftauchen. Nun überqueren sie den Kasernenhof, während ich auf sie hinunterschaue. Die drei liebsten Menschen, die ich auf der Erde besitze! Dann empfangen sie mich in meinem Zimmer, zeige ihnen die Behausung und setze mich aus Platzmangel neben Carola auf den Bettrand. Meine kleinen Zärtlichkeiten lassen sie ungerührt. Sie schämt sich vor den Eltern.

Zum Abend essen wir wieder in einer Gaststätte. Ich trage zum ersten Mal mein silbernes Verwundenabzeichen und strecke die Brust absichtlich etwas vor, bis die Eltern es entdeckt haben.

Nach Tisch schreibe ich noch einige Postkarten, darunter eine an Ruth. In Gedanken schreibe ich versehentlich an „Fräulein Ruth Knop“. Mama sieht es (sie hat geguckt – typisch Frau!) und sagt: „Nanu?“ Ich entdecke mein Versehen und blicke zu Carola. Sie sieht mich mit großen Augen warnend an, und ich lache verlegen.

Während wir noch zusammensitzen, verlässt ein Feldweibel mit Ritterkreuz das Restaurant. Am Ausgang dreht er sich zu mir um, knallt die Hacken zum Gruß zusammen, dass alle Anwesenden zusammenfahren, und verlässt das Gastzimmer. Es ist mir gelungen, für meine Eltern ein Zimmer in demselben Hotel zu bekommen, in dem Carola wohnt. Ich schicke einen Soldaten hinüber, der den Eltern den Koffer tragen soll.

Noch einmal besuchen mich die Eltern und Carola in der Kaserne. Augenblicklich wohne ich mit einem Oberzahlmeister zusammen in einem anderen Zimmer. Zur Essenszeit hole ich mein Abendessen herüber. Es gibt wieder süße Nudeln. Ich fülle Papa einen Teller voll, den er mit Behagen zu verspeisen beginnt. Welch sonderbares Spiel des Schicksals: Vor 28 Jahren, im Ersten Weltkrieg, war Papa als Sanitätssoldat in Thorn im Lazarett. Dort hat ihn Mama einmal besucht und mich mitgenommen. Wir saßen in Papas Stube, als es gerade Essen gab. Es waren Klöße mit Backpflaumen. Papa füllte mir einen ganzen Napf voll, den ich mit Genuss verspeiste. Heute ist es genau umgekehrt.

23. November 44, Papas Geburtstag. Die Eltern haben zur Feier des Tages ein gebratenes Hühnchen mitgebracht, das wir auf dem Zimmer kalt verspeisen. Carola und ich überreichen Papa das Bild der Gottesmutter, das uns immer so gut gefiel. Abends trennen wir uns dann, und ich gehe mit Carola in ihr Zimmer. Die Eltern wollen am nächsten Morgen abreisen. Einer spontanen Regung folgend, lief ich noch einmal in das Zimmer der Eltern, um sie ein letztes Mal zu umarmen. Das Scheiden fällt mir schwer, und die trübselige Zimmerbeleuchtung erhöht noch die gedrückte Abschiedsstimmung.

24.11. Die Eltern sind abgereist, und auch Carola ist wieder fort. Ich zähle noch einmal die Tage zusammen, die ich mit Carola seit unserer Hochzeit gemeinsam verbracht habe. Es sind 106 Tage.

Ich habe mit Major Schellack wegen meiner Beförderung gesprochen. Meine alte Division besteht ja nun nicht mehr. Sie wurde in Rumänien vernichtet. In eine neue Einheit müsste ich mich erst einleben, und man müsste mich dort erst kennenlernen, bevor ich dort zur Beförderung eingereicht würde. Das kann einige Zeit dauern, denn einen Neuling befördert man nicht gleich. So bitte ich Major Schellack, mich zur Beförderung einzureichen. Er willigt ein und lässt noch am selben Tag die notwendigen Fragebögen ausfüllen und sonstige Unterlagen beschaffen. Meine Beförderung läuft bereits zum Regiment³³⁴. Betreffs meiner Verwendung schlägt er vor: Ausbilder an einer Kriegsschule, Erster Ordonnanzoffizier beim AOK Norwegen oder einer Division, **Feldgendarmerie**.

Landsberg ist der Ersatztruppenteil für die Schützenkompanien des Infanterie-Regiments 457 der 257. Infanterie-Division. Die MG-Kompanie liegt in Meseritz. Dorthin gehöre ich eigentlich, bin aber zufällig nach Landsberg geraten und fühle mich hier seit Anfang an sehr wohl. Mit Meseritz verbinden sich für mich sehr unerfreuliche persönliche Erinnerungen, und deshalb kann ich diesen Ort nicht leiden, obgleich es zweifellos ein recht nettes Städtchen ist. Nun aber lässt es sich nicht mehr

³³⁴ Grenadier-Ersatz- und Ausbildungs-Regiment. 543

umgehen: Ich muss nach Meseritz. Carola war gerade wieder einmal hier, und nun fahren wir gleichzeitig ab, sie nach Cammin und ich nach Meseritz.

26.11. oder 6.12.44³³⁵ Meldung bei Major Huth, Kommandeur des Ersatzbataillons 188 in **Meseritz**. An der Mittagstafel am ersten Tag sitze ich auf dem „Ehrenplatz“ zur Rechten des Kommandeurs, aber er spricht während des ganzen Essens nicht ein einziges Wort mit mir. Ich fand es sehr aufmerksam von ihm. Er muss eine gute Erziehung genossen haben!! Ein Hauptmann, den ich in Landsberg schon einmal gesehen habe, ist ein wütender Gegner der Kirche. Während des Essens kommt das Gespräch auf den Garnisonsgottesdienst, und der Hauptmann fragt den Kommandeur: „Kann man denn da nicht querschießen, und den Gottesdienst verhindern?“ Major Huth schüttelt bedauernd den Kopf. Als Verantwortlicher ist er an Bestimmungen gebunden, und er möchte keine Unannehmlichkeiten haben. Nur nicht unangenehm auffallen bei den Vorgesetzten! Ich will mich nicht gleich am ersten Tag unbeliebt machen und schweige zu alledem. Ich weiß, dass das feige ist und ärgere mich darüber. Nein, das ist eine widerliche Atmosphäre hier in Meseritz.

Ich mache Ausbildungsdienst, vorzugsweise mit den Granatwerfern. Eines Tages komme ich nach dem Geländedienst zur Kaserne zurück, als mein Blick auf einen Zettel fällt, der an eine Tür geklebt ist: Leutnant Fischer. Ob das der ehemalige Gefreite Fischer ist, Richtschütze in meinem MG-Zug, der beim Ssula-Übergang so schwer verwundet worden ist? Ich drücke auf die Türklinke, aber das Zimmer ist abgeschlossen. Ich höre, dass Leutnant Fischer erst in einigen Tagen zurückkommt.

Als ich abends nach einem kleinen Spaziergang durch die Stadt auf mein Zimmer zurückkomme, liegt ein Brief auf dem Tisch. Er ist an das *OKH (Oberkommando des Heeres) in Lübben*³³⁶ gerichtet. Aus einem beiliegenden Schreiben ersehe ich, dass ich mich morgen früh mit dem Brief in Lübben melden soll. Ich gehe gleich nochmal zur Schreibstube hinüber, um mich nach dem Zweck der Reise zu erkundigen. Da es schon 9.30 Uhr abends ist, hat die Schreibstube schon Dienstschluss. Ich gehe daher zu dem Ersten Schreiber auf die Stube und frage ihn, was ich in Lübben soll, damit ich mich seelisch schon darauf einstellen kann. Der Schreiber tut, als wenn er nichts wüsste. Im weiteren Verlauf des Gesprächs frage ich nach dem Inhalt des Briefes, weil sich daraus vielleicht der Zweck der Reise ergeben könnte. Der Schreiber ist verschlossen. Er darf ja wohl auch nichts sagen. Ich gehe wieder.

8.12.1944. In Lübben suche ich den Gebäudekomplex des OKH auf, frage mich nach der zuständigen Dienststelle durch und finde hier schon eine Reihe von Kameraden vor, die wahrscheinlich zu demselben Zweck hierher befohlen sind. Ich erfahre, dass man aus unseren Reihen einige Ausbilder für die Lehrgänge der Kriegsschule aussuchen will. Wir werden einzeln zu dem Personalbearbeiter hereingerufen.³³⁷ Jetzt bin ich an der Reihe. An der Zimmertür hängt das Schild: Hauptmann von *NN*³³⁸. Ich trete ein. Am Schreibtisch sitzt ein sehr junger Hauptmann. Ich schätze ihn auf 25 Jahre. Kaum habe ich mit dem üblichen deutschen Gruß begrüßt, als er mich auch schon anfährt: „Was ist das für ein schlampiger Gruß?! Wir brauchen hier nur Soldaten mit straffer Disziplin, verstehen Sie!?“ Ich verstand nichts, denn ich war ziemlich verdattert. Zugegeben, ich habe nicht mit gerade ausgestrecktem Arm begrüßt, sondern ihn nur etwas salopp hochgeworfen. Soll ich diesem jungen Mann erst klar machen, dass ein Frontoffizier mit langjähriger Kampferfahrung bessere Qualitäten für die Nachwuchsausbildung mitbringt als Zackigkeit? Aber das ist bei diesem brüllenden Wichtigtuere zwecklos. Man kann nicht an Vernunft appellieren, wo keine ist.

Nachdem er sich dann wieder beruhigt hat, fragt er mich nach allen möglichen Dingen. Er interessiert sich auffallend stark für meine Tätigkeit in NS-Organisationen. Da wurde ich hellhörig und gebe an, dass ich HJ-Führer war. Das stimmte so ziemlich. Als junger Sportlehrer war ich Sportreferent im

³³⁵ im Original 6.11.44, wahrscheinlich ein Tippfehler

³³⁶ im Original „an das OKW in Fürstenwalde“; in der nachstehenden Fußnote 337 wird begründet, warum das ein Irrtum sein muss.

³³⁷ Da es um eine Personalangelegenheit geht, handelt es sich eher nicht um das OKW, sondern um das OKH, und zwar das *Heerespersonalamt*. Dieses befand sich seit 1943 in Lübben (*Hans-Albert Hoffmann: Die deutsche Heeresführung im Zweiten Weltkrieg, LdW, Forum für deutsche Militärgeschichte*). In Fürstenwalde/Spree ist zudem gar keine OKW- oder OKH-Dienststelle zu finden.

³³⁸ möglicherweise von Platen, am 01.07.1944 als Oberleutnant Hilfsoffizier im Heerespersonalamt, Gruppe II, zuständig u. a. für die Offizierstellenbesetzung der NS-Führungsoffiziere, des OKW, des OKH, des *Generalinspektors für den Führernachwuchs* (dem die Kriegsschulen unterstanden), der Stäbe vom Divisionsstab aufwärts und der Feldjägerkommandos (*Forum für deutsche Militärgeschichte*), also aller Stellen, für die der Autor vorgeschlagen worden war.

Jungvolk, und in dieser Position hatte ich Anspruch auf den untersten Führerrang. Ich trug auch die Abzeichen, aber ich war in dieser Stellung nie offiziell bestätigt worden.³³⁹ Jetzt macht sich der Hauptmann sogar Notizen. Das schien das einzige, was ihm an meiner Eignung zum Offiziersausbilder wichtig war. Mir ist sofort alles sonnenklar: Dieser junge, grüne Hauptmann da vor mir ist aus der Hitlerjugend hervorgegangen, große Schnauze, zackig und noch dazu adlig. Mit der nötigen Protektion durch die Partei bringt er alle Voraussetzungen für diesen Posten hier mit. Politische Linientreue wird wichtigste Voraussetzung für jegliche Qualifikation. Na, dann gute Nacht, armes Deutschland. Aber es ist ja zu allen Zeiten nie anders gewesen. Jetzt ist mir auch der Grund für seinen Wutanfall bei meinem Eintritt klar: Mein Hitlergruß war so lässig, dass er daraus meine antinazistische Haltung sofort erkannte oder zumindest vermutete. Und damit war ich für diesen Schnösel von vornherein erledigt.

Dann fragt er nach dem Brief, den mir meine Dienststelle mitgegeben hat. Ich greife in die Brusttasche meines Mantels und ziehe den Brief heraus. Als ich ihn hinübergereicht hatte, sagt der Fatzke plötzlich mit scharfer Stimme und drohendem Blick: „Der Brief ist ja geöffnet!“ Ich denke: ‚Das hat mir noch gefehlt.‘ Ich habe zwar ein reines Gewissen, bin aber doch von dieser peinlichen Situation sehr betroffen. Ich versuche, ihm und mir eine Erklärung für diesen unbegreiflichen Umstand zu geben. Im Bewusstsein meiner Unschuld erkläre ich ihm in aller Ruhe: „Ich habe den Brief selbstverständlich nicht geöffnet. Aber der Umschlag war schon einmal benutzt worden und daher beim zweiten Gebrauch mit einem **Klebstreifen** verschlossen worden (das war aus Ersparnisgründen allgemein üblich). Ich kann es mir nur so erklären, dass die Wärme unter meinem Mantel – im Zug war es sehr warm – den Klebestreifen gelöst hat.“ Was mir selbst aber unerklärlich blieb, war der Umstand, dass ich den Klebestreifen auch in der Brusttasche nicht fand.

Der Hauptmann schweigt und entlässt mich dann.

Während wir noch im Vorraum zusammensitzen, um die Entscheidung der Personalabteilung abzuwarten, tritt ein Major auf mich zu und erklärt mir ruhig und nicht unfreundlich: „Sie kommen für einen Ausbildungsposten hier nicht in Betracht. Aber wir erhalten soeben Ihren Gestellungsbefehl für eine Neuauflistung. Sie sind dort als Kompanieführer vorgesehen.“ Das ging ja verdächtig rasch! Ich muss schon sagen, die arbeiten hier gut zusammen! Mir ist alles völlig klar.

Rückfahrt nach Meseritz. Der Zug ist wieder überfüllt. In etwas bedrückter und verdrießlicher Stimmung stehe ich, von den Mitreisenden eingeklemt, im Abteil. Einziger kleiner Lichtblick ist die gutaussehende Dame, die direkt vor mir sitzt.

Wie ich mich in Meseritz bei Major Huth zurückmelde, da habe ich kaum den Mund aufgemacht, als er mich schon mit einem wütenden Donnerwetter überfällt. Ich bin so überrascht, dass ich von dem ganzen Hagel von Vorwürfen nur wenig verstehe: „... kommen hier her und bringen mein Bataillon in Verruf...!“ (Wieder diese Angst, dass sein Renommee leiden könnte!) Wie ein Blitz kommt mir die Erkenntnis: Der Fatzke aus dem OKH hat natürlich sofort hier angerufen und den Major informiert, bevor ich zurück war. Ich finde es unverschämt, auf Grund vager Verdachtsgründe mich einfach zum Schuldigen zu stempeln und antworte erregt, dass ich den Brief nicht geöffnet und auch gar keine Veranlassung dazu gehabt hätte. Der Major kontert: „Sie können doch nicht leugnen, dass sie noch gestern Nacht bei dem Schreiber waren und nach dem Inhalt des Briefes gefragt haben, weil Sie sich offensichtlich dafür interessierten!“ Den Schreiber haben sie also inzwischen auch schon ausgefragt. In Gedankenschnelle wird mir klar, dass alle Indizien gegen mich sprechen. Eine verteufelte Situation! Da höre ich den Major wieder: „Gehen Sie ins Nebenzimmer zur Vernehmung!“ Ich gehe durch die Tür. Da sitzt schon ein Hauptmann bereit, und neben ihm eine Wehrmachtshelferin an der Schreibmaschine. Ich mache meine Angaben und äußere meine Vermutungen über das selbsttätige Aufgehen des Briefes. Es ist dürftig genug. Der Hauptmann ist sehr verständig, hört sich alles in Ruhe an und setzt das Protokoll in wohlabgewogenen, fast wohlwollenden Worten auf. Jedem vernünftigen Menschen muss die Möglichkeit, dass so ein Klebestreifen sich ablösen kann, auch einleuchten! Ebenso ist es ein gewisser Leichtsinn, einen bereits benutzten und aufgeschlitzten Umschlag ein zweites Mal für einen wichtigen Brief zu benutzen. Und schließlich wäre ich ja nicht so blöde gewesen, einen von mir geöffneten Brief einfach offen zu übergeben, zumal ich die Möglichkeit gehabt hätte, ihn mit einem eigenen Klebestreifen wieder zuzukleben. Immerhin sprechen

³³⁹ Hierzu erzählte der Autor gerne, dass er auf einem HJ- oder Jungvolk-Sportfest im Sportanzug statt in der Uniform erschien und dadurch den Unmut seines HJ-Führers erregte.

schwerwiegende Umstände gegen mich, besonders die Tatsache, dass ich am Vorabend den Schreiber so neugierig nach dem Inhalt des Briefes gefragt habe. Ich weiß zwar nicht, ob diese Angelegenheit zu einem Kriegsgerichtsverfahren führen kann, aber allein der Gedanke an diese ganze Affaire lässt mich nicht zur Ruhe kommen. Was für Tücken das Schicksal dem Menschen doch bereiten kann! Innerhalb von Sekunden sitzt man völlig unschuldig in einer verzweifelten Situation. Alles spricht gegen einen, man kann nichts Wesentliches zu seiner Entlastung sagen. Wenn man den schwerwiegenden Indizien mehr glaubt als einem Offizierswort, dann werde ich verurteilt. Und bin doch völlig unschuldig!

Ja, in diesem Falle unschuldig. Aber ist da nicht noch vieles, was ungesühnt ist? Die vielen Bosheiten gegen Gott und die Menschen? Der Undank gegen Gottes unendliche Güte, die er mir immer wieder unverdient erwiesen hat? Und wenn ich auch in diesem Fall unschuldig verurteilt werden sollte, so will ich es annehmen als Buße für die ungesühnten Sünden meines Lebens. Ich stehe in Gottes Hand. Was auch geschehen mag – es geschieht nicht ohne sein Wissen und seinen Willen.

Bei der Division³⁴⁰ in Frankfurt/Oder kommt nun dieser Vorfall gleichzeitig mit meinem Beförderungsvorschlag an. Dann wird also aus der Beförderung vorläufig nichts werden. Diese Suppe hat mir der NS-Fanatiker im OKH eingebracht. Hat er es wirklich? Nein, **der** kann mein Schicksal nicht bestimmen. Er ist nur Werkzeug in Gottes Hand.

Am nächsten Morgen habe ich bereits meinen Abstellungsbefehl in der Hand. Wenn diese Etappengesellschaft immer so schnell arbeiten würde, stünde es um manchen Übelstand besser. Ich gehe noch einmal zu unserem Standortpfarrer, um die heiligen Sakramente zu empfangen. Anschließend sitzen wir noch im Gespräch beisammen, wobei ich ihn vor dem hinterhältigen „Querschieser“ im Bataillon warne, der den Gottesdienst sabotieren möchte.

Dann nehme ich mein Gepäck auf und begeben mich zum Bahnhof. Ich scheidet ohne Bedauern. Meseritz wird mir ewig in denkbar schlechter Erinnerung bleiben. Hier habe ich nur Nackenschläge vom Schicksal erhalten. Ich schüttelte buchstäblich den Staub von den Füßen, und besteige den Zug, der mich hoffentlich für immer aus dieser Stadt hinausführt. Auf Nimmerwiedersehen!

9.12.1944, **Truppenübungsplatz Wandern**. Ich melde mich befehlsgemäß beim Stab der **257. Volksgrenadierdivision**. Ein Läufer bringt mich dann zu einer Baracke, in die schon zahlreiche Offiziere eingezogen sind. Und wie ich die Kameraden so der Reihe nach begrüße, fällt mein Blick auf ein altbekanntes Gesicht: Leutnant von Arnim! Das ist ein frohes Wiedersehen.

Heute ist Vorstellung beim Ia³⁴¹ der Division. Er erklärt, dass die Division für den Einsatz im Westen bestimmt ist. Er fragt mich nach meiner bisherigen Dienststellung, Auszeichnungen, Alter. Da stutzt er: 34 Jahre? Ein bisschen alt. Aber er fügt hinzu: „Aber Sie haben ja Aussicht, bald Oberleutnant und dann Hauptmann zu werden!“ Er entschließt sich dann aber doch für einen Jüngerer.

Gleichzeitig mit der 257. Volksgrenadierdivision wird noch ein Korps-MG-Bataillon aufgestellt, das ebenfalls für den Westen bestimmt ist. Es trägt den Namen „**Korps-MG-Bataillon Berlin**“. Hier werde ich als Kompanieführer der 3. Kompanie eingesetzt und löse den bisherigen Kompanieführer ab. Ich habe in meiner Kompanie noch einen Offizier, einen frisch gebackenen Leutnant, der den 1. Zug führt. Bataillonsführer ist ein zierlicher Hauptmann, im Zivilberuf evangelischer Pastor. Er ist ruhig und zuvorkommend, soll aber ein Nazi sein.

Das Unteroffizier-Korps besteht zum großen Teil aus umgeschulten Luftwaffenangehörigen. Die Mannschaften haben eine kurze Rekrutenausbildung von sechs Wochen hinter sich und gehen erstmalig an die Front. Die einzigen kampferfahrenen Soldaten sind der Bataillonsführer und die Kompanieführer. So sehen die Einheiten aus, mit denen wir heute in den Krieg ziehen!

Das Bataillon gliedert sich in 3 schwere MG-Kompanien und 1 schwere Granatwerfer-Kompanie. Die MG-Kompanien haben 3 Züge mit je 4 sMGs und ein Panzerabwehrzug mit 6 **Ofenrohren vom Typ „Panzerschreck“**. Die Gliederung ist also etwas anders als bei den üblichen MG-Kompanien. Die Werferkompanie besitzt 12 Werfer vom Kaliber 8 cm.

Tag für Tag trifft neuer Ersatz ein. Dazu Ausrüstungsgegenstände, Bekleidung, Geräte, Waffen, Fahrzeuge und Pferde. Die Pferde sind gut im Futter, aber die Reitpferde sind ungenügend zugeritten. In den Reitstunden gibt es jedesmal aufregende Minuten, wenn die Pferde mit ihren Reitern durchgehen oder sie an der nächsten Wand abzustreifen versuchen.

³⁴⁰ **Division 433**

³⁴¹ *gesprochen Eins-A, der Erste Generalstabsoffizier der Division (moderne Bezeichnung: G3)*

Die Aufstellung und Ausrüstung des Bataillons ist beendet. Wir beginnen mit der Schießausbildung der sMG und der Gruppenausbildung. Die Männer müssen sich aufeinander einspielen. Später folgen Zug- und Kompanieübungen, eine Verladeübung und von Zeit zu Zeit auch kleine Nachtübungen. Die Übung in größerem Verband folgt später.

Die Weihnachtszeit naht heran. Wir schicken Kundschafter auf die Dörfer, um festzustellen, ob wir die Männer über die Weihnachtsfeiertage bei den Bauern unterbringen können. Die Dorfbevölkerung ist rührend hilfsbereit. Ich habe schon meine ganze Kompanie untergebracht. Nun suche ich noch ein Quartier für Carola und mich, denn ich will versuchen, Carola über die Feiertage hierher zu holen.

Das Truppenlager **Wandern** ist ein ausgedehntes Barackenlager, das unmittelbar an der Bahnstation beginnt und von dichtem Hochwald umgeben ist. Der Übungsplatz ist offenes Gelände.

Bataillonsübung mit Scharfschießen auf dem Truppenübungsplatz **Groß-Kirschbaum**³⁴². Ich gehe los, um mit dem Scheiben-Unteroffizier die Ziele für das Scharfschießen aufzubauen. Er wartet schon an dem Deckungsbunker auf mich. Wie ich näher komme, erkenne ich den Feldwebel, der in Michailowka in meiner Kompanie Zugführer des schweren Granatwerfer-Zuges war und mir wegen seiner **Drückebergerei** in übelster Erinnerung ist. Dieser listige Lump hat es also geschafft, sich bis in die Heimat abzusetzen. Nun sitzt er hier auf dem ungefährlichen Posten eines Scheiben-Unteroffiziers in der Heimat. Weiter nach hinten geht es nicht mehr. Diese Sorte Gauner ist so gerissen, dass sie durch die kleinsten Maschen entschlüpfen und allen Heldengreifkommissionen entweichen.

Und dann treffe ich hier noch einen alten Bekannten. Es ist der Schieß-Offizier. In Jasło war ich mit ihm zusammen Feldwebel. Später waren wir zusammen in der Führerreserve, wo er, inzwischen zum Leutnant avanciert, sich **immer die bequemsten Nachtwachen** aussuchte, bis ich mich dagegen verwehrte. Der hat sich auch hier wieder einen bequemen Posten ausgesucht, in der Heimat. Der Charakter lässt sich nicht verleugnen. Inzwischen ist er sogar Oberleutnant geworden und tut sehr reserviert. Ich merke, dass ihm mein kameradschaftlicher Tonn gar nicht gefällt. Er ist sehr einsilbig, und deshalb lasse ich den aufgeblasenen Frosch bald stehen.

8. Teil Festung Kurland

Transport über die Ostsee – 4. bis 6. Kurlandschlacht – vierte Verwundung – Sumpfstellung südlich Libau

21.12.44. Alle unsere Pläne sind über den Haufen geworfen! Wir kommen nicht nach dem Westen, sondern nach Kurland! Die **3. Kurlandschlacht** hat gerade begonnen, und die Festung braucht dringend Verstärkung. Und da wir gerade einsatzbereit sind, wirft man uns hinein. Damit es schneller geht, nehmen wir nur unsere Waffen mit. Innerhalb weniger Stunden haben wir sämtliche Pferde und Fahrzeuge abgegeben und machen uns marschfertig. Wir ändern unseren Namen in „Korps-MG-Bataillon 410“ um.

23.12.44. Wir sind in **Danzig**. Da der Termin unserer Überfahrt noch nicht feststeht, hat man uns in einer Kaserne in der Nähe des Hafens untergebracht. Hier treffen wir nun die Vorbereitungen für den Heiligen Abend. Die Züge haben sich Weihnachtsbäume besorgt und richten ihre Unterkünfte für die Feier her. In meinem Kompaniegeschäftszimmer häufen sich die Marketenderwaren zu Bergen. Überall am Boden, auf Tischen und Stühlen stehen Kartons und Pakete mit Backwaren herum. Sie sind von der Wehrmacht, der Partei, dem Roten Kreuz und den Danziger Frauenorganisationen gestiftet. Die Heimat tut, was in ihren Kräften steht, um den Kämpfern ihr hartes Los zu erleichtern. Diese Opferbereitschaft des Volkes und Einzelner hat mich immer wieder in Erstaunen versetzt. Eine Gruppe von Soldaten ist mit der Verteilung der Geschenke auf die einzelnen Züge beschäftigt. Ich selbst bin mit dienstlichen Laufereien derart ausgelastet, dass ich mich um diese Arbeiten nicht kümmern kann.

³⁴² im Original lediglich „Groß-“. *Groß Kirschbaum liegt in der Nähe und ist daher anzunehmen.*